



das **ksh** Jahr

Jahresbericht 5 | Dezember 2019

2019

2019

Editorial	3
Die Hochschule	
Der Strategieentwicklungsprozess der KSH München	4
Unter Einfluss von Bildungsanspruch, Hochschulkultur und politischen Geschehen: Prof. Dr. Andreas Schwarz und Prof. Dr. Annette Eberle im Interview zu den Fakultäten Soziale Arbeit	6
Dekanatsbesetzung der 3 Fakultäten	14
Das Kuratorium der KSH München: Interview mit Prof. Dr. Ursula Münch, Vorsitzende von 2010–18	16
Der primärqualifizierende Studiengang Pflege (B.Sc.)	20
Smarte Formate: Perspektiven für digitales Lehren und Lernen	23
Third Mission: Die Hochschule als Plattform für Diskurs und Wissenstransfer	26
Benediktbeurer Management-Gespräche: Ein Dialog mit Format	29
KSH-Chancengleichheit	
Frauenfragen im Wandel der Zeit	32
Studieren mit Behinderung an der KSH München: Jahresbericht der Behindertenbeauftragten	34
Das Studienangebot	
Das Profil der Kindheitspädagogik an der KSH München in Lehre und Forschung	36
Warum die Ausbildung von Hebammen akademisiert wird	40
Healthcare-Management (B.A.)	43
MUZA: Klasse auf Tonspur – ein musikpädagogisches Projekt	45
Kein bisschen dogmatisch und trotzdem lehrreich: Zwei Studierende im Interview zur Theologischen Zusatzqualifikation (TZ)	48
KSH-International	
Besuch aus Down Under: Summerschool an der KSH München	52
Soziale Themen aktuell	
Am besten, ein Leben lang singen	56
Das Menschen-Recht auf Seenotrettung	58
Menschen(un)würdig: Prof. Dr. Christian Ghanem im Interview über den Strafvollzug bei älter werdenden Menschen	62
Organisierte und rituelle Gewalt: „Nicht die Augen davor verschließen“	65
Forschung und Entwicklung	
Ein Bereich in Bewegung: Die anwenderorientierte Forschung und das Zentrum für Forschung und Entwicklung (Z:F:E)	68
Kompetenzzentrum »Zukunft Alter«: Vernetzung, Vernetzung, Vernetzung	71
Forschungsprojekte	
OVER-BEAS (Optimierung der Versorgung beatmeter Patienten in der außerstationären Intensivpflege)	74
Schule für alle: Damit alle Kinder eine Chance bekommen	78
Community Health Nursing: Neue akademische Qualifizierung für Pflegeberufe	81
Neue Wege in der Gesundheitsversorgung und -förderung wohnungsloser Menschen	84
Das IF der KSH München	
Weiterbildung zum/zur Systemischen Prozessbegleiter/in (SE): Mit der Stärke der Emotionen arbeiten	86
Interviews mit den ehemaligen Teilnehmerinnen Maria Behrendt-Richter und Dr. Astrid Lunkes	89
Personalia	
Neue KSH-Mitglieder	91
Impressum	92

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

bereits auf den ersten Seiten des Jahresberichts ist das Thema abgebildet, das uns derzeit besonders beeinflusst und beansprucht: der Strategieentwicklungsprozess der KSH München. Die Hochschule und ihre Mitglieder haben sich hier gemeinsam auf den Weg gemacht, um zentrale Entwicklungskorridore zu definieren und daraus die hochschulischen Schwerpunktsetzungen der kommenden Jahre abzuleiten. Warum aber dieser Prozess, warum ist es wichtig, ein gemeinsames Selbstverständnis zu entwickeln und strategische Themenfelder und Ziele festzulegen?

Eine Antwort darauf ist: Wir bewegen uns in einem hochdynamischen Umfeld, das eine deutliche Positionierung erforderlich macht. Arbeits- und Bildungsmarkt, beispielsweise, verändern sich aktuell stärker als je zu vor – und hier müssen und wollen wir uns als Profilhochschule mit hoher Reputation wappnen, um auch weiterhin eine wichtige Akteurin zu sein, wenn es um die akademische (Aus-)Bildung von Fachkräften in den Bereichen Gesundheit, Pflege, (Religions-)Pädagogik und Soziale Arbeit geht. Die Hochschulstrategie, die wir gemeinsam erarbeiten, hilft uns, bevorstehende Entwicklungen zu antizipieren und unsere spezifische Expertise auch in Zukunft dort einzubringen, wo sie – professionspolitisch, gesellschaftlich und ethisch – erforderlich ist.

Ich bin sehr dankbar für diesen Prozess, der nur funktioniert und funktionieren kann, weil sich unsere Hochschulmitglieder darauf eingelassen haben und bereit sind,

sich mit ihrem vielschichtigen Wissen und ihren Erfahrungswerten einzubringen. Mein herzliches Dankeschön dafür!

Ein weiterer Meilenstein, den wir in 2019 nehmen konnten und über den Sie ab Seite 40 lesen, ist die erfolgreiche Einführung der zwei neuen Bachelorstudiengänge Healthcare-Management und Hebammenkunde an der Fakultät Gesundheit und Pflege. Unserer Hochschule bildet künftig Hebammen akademisch aus – sie gehört damit zu den zunächst zwei Hochschulen in ganz Bayern, die das Studium anbieten. Die KSH München ist hier eine gefragte Akteurin, weil sie sich auf langjährige Erfahrungswerte in der Akademisierung von Gesundheits- und Pflegeberufen und auf ein ausdifferenziertes Wissen in diesem Bildungsbereich berufen kann.

Lesen Sie in diesem Magazin (u. a.) ein Interview zum Dekanatswechsel (S.6) und von Prof. Dr. Ursula Münch, langjährige Vorsitzende des Kuratoriums unserer Hochschule (S.16). In der Rubrik „Soziale Themen aktuell“ (ab Seite 56) und ihren Beiträgen zu musikalischer Bildung im Alter, zum Menschenrecht auf Seenotrettung, zur Menschenwürde im Strafvollzug von älter werdenden Menschen oder zu organisierter und ritueller Gewalt bildet sich abermals das Spektrum der gesellschaftsrelevanten Themen ab, mit denen sich die Mitglieder unserer Hochschule beschäftigen.

Ich wünsche Ihnen nun viel Freude an den Themen, die unsere Hochschule bewegen.



Prof. Dr. Hermann Sollfrank, Präsident der Katholischen Stiftungshochschule München

Hermann Sollfrank, Präsident der KSH

Der Strategieentwicklungsprozess der KSH München



Die KSH München startete Ende 2018 in einen Strategieentwicklungsprozess zur (weiteren) Profilierung und Positionierung der Hochschule. Ziel des Prozesses ist die Definition zentraler Entwicklungskorridore und – daraus abgeleitet – die Schwerpunktsetzungen in den kommenden Jahren. Die Ergebnisse münden in die Neufassung des Hochschulentwicklungsplanes.

Noch profilierter und dabei in unmittelbarer Anbindung an gesellschaftliche und politische Entwicklungen: Der Strategieentwicklungsprozess der Hochschule, so das Ziel, soll die spezifische Expertise der Hochschule mit den Fragestellungen in Verbindung bringen, die sich aus ihrem dynamisierten Umfeld ergeben. Aktuell unterliegen Arbeits- und Bildungsmarkt unausweichlichen Veränderungen, die zwangsläufig zu einer veränderten Bewerbelage und somit zu einer verstärkten Wettbewerbssituation führen. Gleichzeitig ist die KSH München als Hochschule gefragt, ihren spezifischen Beitrag zu gesellschaftlichen Herausforderungen und Diskursen zu leisten. Die KSH München wappnet sich mit diesem Prozess, um in ihrer inhaltlichen Positionierung, ihrer Angebotsstruktur und ihrer Ausdifferenzierung auf die Zeichen der Zeit reagieren zu können.

Mandatiert für den Strategieentwicklungsprozess wurde die Hochschulleitung insbesondere durch den Senat. In ihrer Rolle als Projektleitung setzte sie einen Prozess fest, der sich systemisch- und beteiligungsorientiert gestaltet und die wesentlichen internen und externen Anspruchsgruppen (Stakeholder) einbezieht. Von tragender Bedeutung dabei: eine kontinuierliche Rückbindung in die Hochschule und zur Trägerin durch eine strukturierte und transparente Prozessgestaltung, die Beratung in der Erweiterten Hochschulleitung (EHL) sowie die Diskussion und die Beschlussfassungen wesentlicher Meilensteine und Ergebnisse im Senat. Um einen möglichst reibungslosen Prozessverlauf zu gewährleisten, beauftragte die Hochschulleitung eine externe Moderation und etablierte ein Projekt-Office.

Fünf strategische Themenfelder, acht Strategie-Arbeitsgruppen

Ein wichtiger Meilenstein für die Arbeit im Strategieprozess sind die durch den Senat beschlossenen zentralen Leitlinien und die strategische Ausrichtung, die im Grundsatzpapier „Selbstverständnis, strategische Themenfelder und strategische Ziele“ formuliert wurden. Damit hat der Senat im April 2019 die für den weiteren Strategieentwicklungsprozess notwendigen Grundlagen und Leitplanken definiert. Ausgehend von den fünf strategischen Themenfeldern – Studium und Lehre, Fort- und Weiterbildung, Forschung und Entwicklung, Transfer und Netzwerkarbeit, Hochschule als Organisation – wurden jeweils globale Zielsetzungen festgelegt. Auf dieser Basis wurden Schwerpunktthemen gebildet und acht Strategie-AGs eingesetzt, die ihre Arbeit ab April 2019 aufgenommen haben (siehe Abbildung). Die Leitungen dieser AGs bilden gemeinsam mit der Projektleitung das Strategieteam.

An den einzelnen Strategie-AGs beteiligen sich Kolleginnen und Kollegen aus Lehre und Verwaltung sowie Vertreterinnen und Vertreter der Studierendenschaft. Aufgabe der jeweiligen AG ist es, unter der Leitung von Professorinnen und Professoren sowie Mitarbeitenden der Hochschule, Vorschläge für Maßnahmen zu erarbeiten. Querschnittsthemen der KSH München, wie Internationalisierung, Diversität und Vereinbarkeit von Studium, Beruf und Familie, Wert-, Sinn-, Gerechtigkeits- und Glaubensfragen, Digitalisierung und Nachhaltigkeit sollen dabei konsequent mitgedacht und berücksichtigt werden. Die entsprechende Bewertung und Priorisierung der erarbeiteten Maßnahmen – die gemeinsam von Strategieteam und Projektleitung vorgenommen werden – findet entlang eines Kriterienkatalogs statt. Im Anschluss wird das Maßnahmenpaket in der EHL beraten. Das Zusammenfassen der Ergebnisse zu einer Gesamtstrategie wird mit der Trägerin abgestimmt und zur weiteren Beschlussfassung in den Gremien vorbereitet.

Bereits jetzt zeichnen sich in der Strategieentwicklung wesentliche Erfordernisse ab: Als eine Hochschule, die sich vor dem Hintergrund ihres spezifischen Profils einer großen Bekanntheit und eines ausgezeichneten Renommées erfreut, sollte die KSH München sich ihres Propriums vergewissern und ihre Angebote weiterhin inhaltlich mit hoher Qualität weiterentwickeln. Gleichzeitig ist sie als hochschulische Akteurin in einem hochdynamischen Bildungsumfeld in der Pflicht, sich durch eine bedarfsorientierte Binnendifferenzierung ihrer Leistungen und Angebote weiterhin zu behaupten.

Vielen Dank! Die Hochschulleitung dankt allen beteiligten Mitgliedern der Hochschule und allen Mitwirkenden am Strategieprozess für diesen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung der KSH München.

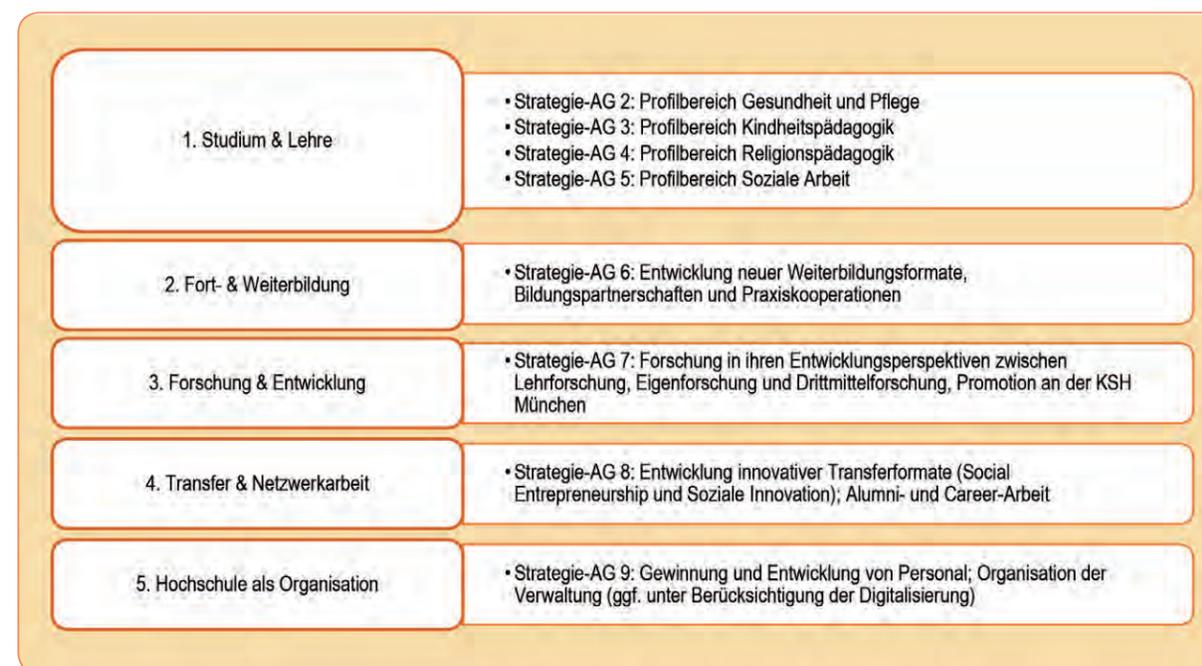


Abbildung: Strategische Themenfelder und Strategie-AGs

Unter Einfluss von Bildungsanspruch, Hochschulkultur und politischem Geschehen:

Prof. Dr. Annette Eberle und Prof. Dr. Andreas Schwarz im Interview zu den Fakultäten Soziale Arbeit

Prof. Dr. Annette Eberle und Prof. Dr. Andreas Schwarz verabschieden sich im Oktober 2019 aus ihrer vierjährigen Amtszeit als Dekanin und Dekan der beiden Fakultäten Soziale Arbeit München und Soziale Arbeit Benediktbeuern. Im Interview sprechen sie über den hochschul- und gesellschaftspolitischen Einfluss auf die Fakultäten, über Erfolge, neue Angebote, und aber auch darüber, wie wichtig es ist, inhaltliche und organisatorische Weiterentwicklungen auf Fakultätsebene aufeinander abzugleichen.



Prof. Dr. Andreas Schwarz
Dekan Fakultät Soziale Arbeit München,
2015–2019

Was hat Sie vor vier Jahren dazu bewegt, für das Amt der Dekanin, des Dekans zu kandidieren?

Andreas Schwarz: Mein Interesse an der Entwicklung der Hochschule war schon immer groß. Bereits als Student an unserer Hochschule von 1989–94 war ich von den vielfältigen und unterschiedlichen Mitgestaltungsmöglichkeiten begeistert. Wieder an der KSH München ab 2010, wurde ich dann auch sehr bald Mitglied im damaligen Fachbereichsrat. Unter anderem haben die Studentin Teresa Oel, Kollegin Andrea Dischler und ich dort die Fachbasis entwickelt. Die Potenziale der Hochschule und speziell der Fakultät vertieft kennenzulernen und einen Beitrag zur Differenzierung zu leisten, war für mich die Motivation, in diese Funktion zu gehen. Und mein Vorgänger hat das Amt sehr empfohlen.

Annette Eberle: In unserer Fakultät war die Situation vor vier Jahren eine andere, mit etwa nur einem Drittel der ProfessorInnenenschaft im Vergleich zur Fakultät Soziale Arbeit München und einem noch nicht ganz

abgeschlossenen Generationenwechsel. Als sich die Frage stellte, wer für das Mandat der Dekanin, des Dekans zur Verfügung stünde, wurde es plötzlich sehr still – wie bereits bei der Wahl zwei Jahre zuvor. Damals hatte sich dann mit Professorin Julia Seiderer-Nack das jüngste Hochschulmitglied, nach gerade zwei Jahren im Dienst, zur Wahl gestellt. Und so meldete ich mich, da ich dachte, als „junge“ Kollegin sei ich in der Pflicht und in der Lage, neue Impulse zu setzen. Gleichzeitig wollte ich mit meiner Kandidatur etwas von der Unterstützung und Kollegialität, die ich in der Zeit erfahren konnte, zurückgeben, auch gegenüber den Kolleginnen und Kollegen in der Verwaltung. Im Nachhinein war das zwar gut gemeint, aber eine recht naive Vorstellung.

Erinnern Sie sich an Ihren Amtseinstieg? Mit welchen Themen waren Sie in dieser Zeit vorrangig beschäftigt?

Andreas Schwarz: Der Beginn meiner Amtszeit im Sommer 2015 fiel in den Zeitraum der Kumulierung der Thematik Flucht in der Öffentlichkeit. Diese Ereignispfade hatten sehr unterschiedliche Auswirkungen auf die verschiedenen Systeme der Gesellschaft (Verwaltung, Politik, Sozialsysteme) und so wurde auch diese Hochschule von den Entwicklungen herausgefordert. Ein weiteres Thema war die Reform der Verfassung der Hochschule, an der ich im letzten Drittel beteiligt war. Dabei lernte ich die Vielfalt des Systems Hochschule kennen, die unterschiedlichste Weise ihrer Ausgestaltung und die Mannigfaltigkeit der Aufgabenstellungen. Bei der Mitarbeit in diesem Gremium halfen mir meine unterschiedlichen Rollen, die ich an dieser Hochschule bereits besetzte.

Annette Eberle: Mit dem Thema „Flucht“ begannen meine ersten Tage als Dekanin und zwar mit einer Anfrage, ob wir die Turnhalle an diejenigen Sportvereine vermieten können, die ihrerseits wegen der Aufnahme von Geflüchteten eine Bleibe suchten. Auch die Studierenden kamen gleich mit einigen Projekten und der Bitte um Unterstützung auf mich zu. Diese stell-

ten sich dann als diejenigen wichtigen Aktionen heraus, die in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurden.

Die große Herausforderung für das Dekanat drehte sich um die Entwicklung von Fakultät und Campus, zum einen durch den Aufbau des neuen Studiengangs Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit, mit dessen Implementierung neue Kolleginnen und Kollegen eingestellt wurden, der Campus um eine neue Studierenden-gruppe wuchs und sich neue inhaltliche und strukturelle Logiken ergeben haben, für die zunächst ein eigener Platz innerhalb der Fakultät geschaffen werden musste. Zum anderen waren wir eingebunden, durch die erneute Initiative, einen eigenen Bereich für Pflege und Gerontologie am Campus Benediktbeuern zu etablieren. Einer Entwicklungsperspektive, der sich bereits meine Amtsvorgängerin Julia Seiderer-Nack, unterstützt vom Kollegen Martin Knoll, angenommen hatte. Aus der Etablierung eines Pflegestudiengangs wurde leider nichts. Zwei Jahre später, Anfang 2017, konnte dafür aber mit Dr. Andrea Kenkmann die erste wissenschaftliche Mitarbeiterin des Kompetenzzentrums »Zukunft Alter« am Campus mit ihrer Arbeit beginnen, zu ihrer Unterstützung folgte Claudia Gerdes in der Verwaltung.

Wenn Sie auf Ihre Amtszeit zurückblicken: Welche Entwicklungen auf Hochschulebene und im Bereich der Sozialen Arbeit haben die Ausrichtung der Fakultät beeinflusst?

Andreas Schwarz: Die eben bereits genannten Entwicklungen sind nach wie vor in ihren Auswirkungen spürbar. Besonders der Fachkräftemangel, pointiert durch die Thematik Flucht, waren Anlass für neue Wege, die die Fakultät beschritten hat. Neue Angebote wie z. B. das „Studium mit vertiefter Praxis“, das gemeinsam mit dem Katholischen Männerfürsorgeverein München eingeführt wurde, das Thema Marketing mit intensivierten Außenkontakten, die Ausdifferenzierung der Angebote im Bereich Kindheitspädagogik innerhalb der Fakultät und die Entwicklungen in den



Prof. Dr. Anette Eberle,
Dekanin Fakultät Soziale Arbeit Benediktbeuern,
2015–2019

beiden anderen Fakultäten sind Anlass und Auswirkung von Entwicklungen. Dazu kommt der Ausbau des Bereiches Forschung an der Hochschule mit all seinen Möglichkeiten, aber auch Anforderungen und immer wieder die Frage nach den Ressourcen, seien es Geld, Räume oder Personal.

Annette Eberle: Insgesamt wurde meine Amtszeit vor allem von den Diskussionen und Überlegungen geprägt, wie sich der verändernde Bildungsauftrag von Hochschulen zwischen beruflicher Bildung und Wissenschaft in der Fakultät realisieren lässt. Unser Anliegen war es, die Attraktivität des Campus für Studierende und Lehrende auszubauen, neue Bildungsangebote für Praxispartner bzw. im Theorie-Praxis-Transfer zu generieren und unsere Studierende in diese (Weiter-)Entwicklungen unmittelbar einzubeziehen. Hochschulübergreifend befassten wir uns intensiv mit der strukturellen Veränderung des Instituts für Fort- und Weiterbildung, dem Aufbau von Forschungsstrukturen und der Abbildung des Kompetenzen-

Fakultäten, Soziale Arbeit München, Soziale Arbeit Benediktbeuern

trums »Zukunft Alter« an beiden Hochschulstandorten. Das kulturpädagogische Profil unserer Fakultät verstärkte und veränderte sich sehr positiv mit dem Start der Musikpädagogischen Zusatzqualifikation MUZA; dem Ausbau der Werkstattzeile für Medienangebote nach dem didaktischen Vorbild der kunstpädagogischen Werkstatt im Sinne von partizipativen Lehr-/Lernansätzen und Empowerment und der Qualifizierung unserer beiden Studiengänge mit Angeboten inklusiver Medienbildung. Im kommenden Studienjahr wird der Schwerpunkt auf der Weiterentwicklung der Natur- und Erlebnispädagogik liegen, mit dem Ziel, ein Zentrum für „Natur-Kunst-Medien“ zu etablieren, das Lehre, Weiterbildung und Forschung miteinander verbindet.

Was ist innerhalb der Fakultät passiert, welche Themen haben Sie binnenorganisatorisch oder auch innenpolitisch vorangetrieben?

Andreas Schwarz: Das Entstehen von Konkurrenz im hochschulischen Bereich, sowohl durch private als auch öffentliche Hochschulen, führte zu einer vertieften

Auseinandersetzung mit der Frage, wer wir sind. Diese Fakultät steht in den Angeboten der Sozialen Arbeit weiterhin für das generalistische Studium. Das besondere Augenmerk, das wir bei unseren Studierenden auf die Entwicklung von Haltung legen, wird in der Praxis weiterhin sehr begrüßt und nachgefragt. Gerade auch die Prozesse innerhalb der Fakultät, wie etwa die Weiterentwicklung des Bachelorcurriculums, die prozesshaften Anpassungen der Masterstudiengänge und auch der Ausbau der Kindheitspädagogik zeugen davon, wie innovativ, trotz ihrer Größe, diese Fakultät ist. An dieser Stelle darf ich mich bei allen Kolleginnen und Kollegen aus Lehre und Verwaltung für das gelingende Zusammenarbeiten bedanken. Mein besonderer Dank gilt gerade auch den Studierenden, die eine große Rolle bei der gelingenden Weiterentwicklung der Fakultät spielen.

Annette Eberle: Zusätzlich zu den bereits erwähnten Entwicklungen ging es darum, die Formen der Zusammenarbeit zwischen den Akteuren – den Lehrenden, Studierenden, KollegInnen in der Verwaltung und den wissenschaftlichen MitarbeiterInnen –

zu entwickeln und damit auch die Selbstverwaltung zu stärken. Die Einführung inzwischen geltender Standards innerhalb der Hochschulentwicklung hat uns dabei geholfen. Ziel ist die Förderung von Partizipation bei gleichzeitiger größerer Planung und Abstimmung der Prozesse angesichts der verfügbaren Ressourcen, gerade auch hinsichtlich der Administration. Die Kolleginnen und Kollegen in der Verwaltung mussten in den letzten Jahren immer mehr Aufgaben mit gleichbleibenden Kräften und Mitteln bewältigen. Diese strukturelle Disbalance fällt angesichts der Entwicklungsanforderungen leider schnell unter den Tisch, weswegen wir den ersten Fakultäts- und Campuserweiterungsplan in einem Beteiligungsprozess mit Lehrenden, Studierenden und Kolleginnen und Kollegen der Verwaltung aufgesetzt haben, der im letzten Mai im Fakultätsrat verabschiedet werden konnte. Der Fakultäts- und Campuserweiterungsplan orientiert sich an der neuen Hochschulverfassung und den Bestimmungen des Bayerischen Hochschulgesetzes. Ich möchte mich hier ausdrücklich bei allen Beteiligten für ihr Mitdenken und die engagierte Mitarbeit bedanken. Mein besonderer Dank gilt hier den Studierenden, die gerade auch in den Gremien der Selbstverwaltung sehr aktiv waren und sind. Der zweite wichtige Schritt steht allerdings bevor: wie mit diesem Plan die Entwicklung der Fakultät verbessert werden kann.

Welche Themen der Sozialen Arbeit gewinnen weiter an Bedeutung?

Andreas Schwarz: Die bereits erwähnte Breite der Profession und Disziplin Soziale Arbeit wird in den nächsten Jahren noch gesteigert werden. Die Ausdifferenzierung weiterer Felder, die Frage nach der Mandatierung und die Entwicklungen in der Trägerlandschaft machen es erforderlich, dass gerade auch aus den Hochschulen Impulse gesetzt werden. Erste Ansätze einer (Re-)Politisierung der Sozialen Arbeit, sowohl in Hochschulkontexten, wie auch in der Praxis, das Aufgreifen des Themas Digitalisierung in Forschung und Anwen-

dung und das Annehmen neuer Aufgabenstellungen (Stichworte Flucht, Wohnen, Lebensverhältnisse) zeugen davon, dass die (immer noch) junge Wissenschaft Soziale Arbeit ein großes Potenzial zur Mitgestaltung der Gesellschaft in sich trägt.

Annette Eberle: Angesichts der zunehmenden Ausdifferenzierung, wird es meines Erachtens immer wichtiger, ein gutes Gespür für Trends zu entwickeln, diese aufzugreifen und in der Lehre und Forschung der Sozialen Arbeit abzubilden – ob im Gesundheitsbereich, in der Frage der Sozialökonomie oder bei der Entwicklung von Netzwerkstrukturen bspw. im Sinne von Service Learning. Entscheidend wird auch sein, ob und wie die Anforderungen der Inklusion umgesetzt werden, ganz konkret bezogen auf die Vorgaben der Behindertenrechtskonvention und der Kinderrechtskonvention. Hier haben wir in der Sozialen Arbeit ein klares Mandat, was die Qualität unserer Ausbildung und unser Beitrag zur Entwicklung der dafür notwendigen Konzepte für die Praxis anbelangt.

Wo liegen in den kommenden Jahren die Herausforderungen für die Fakultät?

Andreas Schwarz: Aus meiner Sicht wird die größte Herausforderung die Balance zwischen Bildungsanspruch, Markt und politisches Geschehen sein. Die Fakultät als Teil der Katholischen Stiftungshochschule München steht binnenpolitischen Entwicklungen gegenüber, die Zusammenarbeiten ermöglichen und gleichzeitig Profile schärfen werden. Dabei sind politische Faktoren von außen (Wissenschafts- und Sozialministerium, Landeshauptstadt München, Bundesministerien, aber auch große Träger und Wohlfahrtsverbände) ebenfalls wirksam. Der Wettbewerb auf dem Anbietermarkt wird sich in den nächsten Jahren mit hoher Wahrscheinlichkeit verstärken. Hier muss die Fakultät auch in Zukunft die Stärken sichern und ausbauen. Zwei Beispiele: Ethik und Entwicklung von Haltung, gerade auch für den Praxiskontext, gilt es weiterhin zu betonen. Und das hervorragende Verhältnis zu den Studierenden ist zu

Herzlichen Dank!

Lieber **Andreas Schwarz**, als Dekan hast Du mit Ruhe, Freundlichkeit und Beharrlichkeit zentrale Projekte und Vorhaben der Fakultät und der Hochschule genauso begleitet wie wichtige inhaltliche Akzentuierungen vorgenommen. Angebote wie das „Studium mit vertiefter Praxis“, verstärkte Netzwerkarbeit, die Erweiterung der Angebote im Bereich Kindheitspädagogik, die Etablierung des Kompetenzzentrums »Zukunft Alter« und diverse fach- und professionspolitische Veranstaltungen sind dabei genauso beispielhaft zu nennen, wie die Initiativen zur Weiterentwicklung des Bachelorcurriculums Soziale Arbeit und der Masterstudiengänge. Auch der Ausbau englischsprachiger Lehrformate und die Einbindung von Gastprofessoren zusammen mit der Fakultät Soziale Arbeit in Benediktbeuern und der Fakultät Gesundheit und Pflege in München hast Du mit unterstützt.

Deine Haltung, die Entwicklung der Fakultät und die Entwicklung der gesamten Hochschule zusammen zu denken, zeichnet Dich besonders aus. Nun wird mit Deinem Engagement im Senat Deine Kompetenz und Dein Wissen weiter zum Tragen kommen. Für die Hochschule ein großer Gewinn. Ich danke Dir herzlich für Dein unermüdliches und intensives Engagement für die Fakultät und die Hochschule. Mein Dank geht auch an das gesamte Dekanatsteam.

Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank



Fakultäten, Soziale Arbeit München, Soziale Arbeit Benediktbeuern

sichern und immer wieder anzupassen. In der Summe ist das Kerngeschäft der Lehre weiter zu entwickeln. Gerade dabei ist die Verknüpfung mit dem Bereich Forschung zu suchen. Gute Möglichkeiten bieten sich mit sich hier durch das Kompetenzzentrum »Zukunft Alter«. Auch die mögliche Etablierung eines Kompetenzzentrums Kindheitspädagogik wäre eine gewinnbringende Option, Lehre und Forschung zu verbinden. Und nicht zuletzt ist die Zusammenarbeit mit dem IF in der Entwicklung von Weiterbildungsformaten zu vertiefen. Im Zentrum aller Bemühungen steht dabei weiterhin das Bildungssubjekt, das Unterstützung bei Wissensaneignung erfährt, Persönlichkeit entwickeln kann und für die beruflichen Herausforderungen in Praxis oder Wissenschaft gewappnet ist.

Annette Eberle: Einige wichtige Herausforderungen habe ich ja bereits genannt, eine besonders wichtige Entwicklungsperspektive sei hier noch hervorzuheben: Wir sind in der Sozialen Arbeit gefordert, immer wieder die Fenster für den Blick nach draußen, in andere Regionen und Länder aufzustoßen und internationale Begegnungen zu ermöglichen. Leider herrscht hier allerdings noch immer eine Diskrepanz zwischen Wunsch und Realität: Das größte Problem erscheint mir aktuell, dass zwar viele konstruktive Diskussionen um Entwicklung und Erneuerung geführt worden sind und diese nun auch in einem Fakultäts- und Campusentwicklung inhaltlich verankert sind, doch die Instrumente zur Umsetzung wurden bisher leider nicht analog mitentwickelt. Das führt, so meine Überzeugung und Erfahrung, zur Ermüdung aller. Dass es bspw. an unserer Fakultät so lange gedauert hat, um das nachfolgende Dekanat zu besetzen, führe ich auf darauf zurück.

Wie beschreiben Sie den Status quo: Wo liegen die Stärken, wo die Schwächen der Fakultät?

Andreas Schwarz: Die größte Stärke ist wohl zugleich auch eine Schwäche. Mit annähernd 1200 Studierenden ist die Fa-

kultät mit einem sehr großen Ressourcenpotenzial an Lehrenden, Verwaltung und mitgestaltenden Studierenden ausgestattet. Damit können sehr unterschiedliche Bedarfe gedeckt und Entwicklungen angestoßen werden. Besonders auch der Aspekt der Third Mission wird in dieser Fakultät glänzend realisiert. Die riesige Zahl an Veranstaltungen, Begegnungen, langjährige Kontakten in die Praxis, in den unmittelbaren Nahraum oder über Kontinente hinweg, unterschiedlichste Forschungsformate, (professions-)politisches Engagement und vieles mehr, zeugen davon, dass diese Fakultät den Transfer zwischen Hochschule Praxis sehr breit realisiert. Der Vorteil der Größe führt aber auch dazu, dass eine Steuerung, Diskurse zur Neujustierung, Kommunikation nach innen und nach außen nicht zügig ablaufen können. Damit werden Entwicklungen erst zeitverzögert sichtbar. Andere Einrichtungen der Hochschule sind hier agiler.

Annette Eberle: Die Stärken unserer Fakultät liegen in dem Potenzial, das sich aus der Interdisziplinarität und dem sehr kollegialen und engagierten Miteinander zwischen Lehre und Verwaltung ergibt. Das gilt sicher für jede Fakultät wie auch für unsere Hochschule insgesamt, da wir im Vergleich zu anderen Hochschulen klein und damit auch noch sehr interaktiv und flexibel sein können. In Benediktbeuern kommt sicher noch hinzu, dass der Campus einen besonderen Raum für Familiarität und Identität bietet, sprich: hier finden viele Begegnungen ohne Umwege statt. Schwächen ergeben sich aus den ständig zu führenden Diskussionen um den Zugang zu zentralen Ressourcen sowie aus den ungelösten Strukturproblemen zwischen Fakultät, Campus und zentraler Leitung. Hier fehlt es auch an Kommunikationsräumen mit den anderen Akteuren am Campus München, die sich aus der isolierten Position des Campus in Benediktbeuern ergeben.

Was nehmen Sie aus Ihrer Amtszeit mit?
Andreas Schwarz: Als besondere Stärke dieser Fakultät erfuhr ich in den letzten vier

Jahren die kommunikative, zugewandte Grundhaltung – bei aller Unterschiedlichkeit und auch bei Dissens war das Miteinander im Zentrum stehend. Ich konnte Fehler machen (wohl nicht zu knapp) und dennoch war stets eine wohlmeinende Stimmung gegeben. Für mich persönlich war es eine sehr bereichernde Zeit, in der ich auch einige neue und überraschende Seiten an mir selbst entdecken durfte (wenig: musste). Ich lernte die Hochschule als System sehr intensiv und tiefgehend kennen und ich konnte meine Freude am Lehren immer wieder entdecken: Wenn mal wieder zu viele Sitzungen aufeinander folgten, war es umso schöner sich mit Studierende auseinanderzusetzen.

Annette Eberle: Ich habe auf allen Ebenen viel gelernt. Nach dem Crashkurs über Strukturen, Akteure und auch Geschichte unserer eigenen Hochschule, das Kennenlernen der KollegInnen in der Verwaltung und deren Beitrag für unsere Lehre. Auch ist mir klargeworden, was Selbstverwaltung im Alltag bedeutet und wie wichtig es ist, nicht nur Engagement einzufordern, sondern dafür Verantwortung zu übernehmen, dass dieses nicht ins Leere läuft. Bedeutend waren für mich die Einblicke in die sich

verändernde Bildungslandschaft zwischen Hochschule, beruflicher Bildung und Wissenschaft/Universität – und die verstärkte Erkenntnis, dass wir als Hochschule bildungspolitische Positionen einnehmen müssen, um den Einfluss von Bildung für eine demokratische Gesellschaft zu stärken.

Was wünschen Sie Ihrem Nachfolger?

Andreas Schwarz: Lieber Jochen, ich wünsche Dir Mut und Gelassenheit, immer wieder Zeit zur Reflexion, wenn es hektisch wird und vor allem viel Freude an den unterschiedlichen Aufgaben, die Du entdecken wirst.

Annette Eberle: Ich wünsche meinem Nachfolger, also Dir lieber Fritz, dass Du so viel Glück wie ich mit Deinen Dekanatskolleginnen und -kollegen hast. So möchte ich mich an dieser Stelle sehr herzlich für unsere Zusammenarbeit bei Luise Behringer und Ralf Gaus im ersten Dekanat und bei Oliver Dyma und Carsten Wippermann im zweiten Dekanat, wie auch bei den Kolleginnen und Kollegen in der Verwaltung der Fakultät und am Campus bedanken.

Interview: Sibylle Thiede, Juli 2019

Herzlichen Dank!

Liebe Annette Eberle, als Dekanin haben Sie sich zentralen Entwicklungsthemen gewidmet und sich intensiv um die Entwicklung und Profilierung der Fakultät und des Campus bemüht. In Ihre Amtszeit fällt z. B. die weitere Implementierung des Studiengangs Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit, die Etablierung des Kompetenzzentrums »Zukunft Alter«, der Start der Musikpädagogischen Zusatzqualifikation MUZA und der Ausbau der Werkstattzeile für Medienangebote. Neben diesen Projekten haben Sie in Kooperation mit Kolleginnen und Kollegen die hervorragenden öffentlichen Ringvorlesungen am Campus Benediktbeuern maßgeblich verantwortet und internationale Begegnungen gefördert. Konsequenterweise haben Sie die Entwicklung eines Campus- und Fakultätsentwicklungsplanes verfolgt, dabei die aus Ihrer Sicht notwendigen Struktur- und Ressourcenerfordernisse thematisiert und hierüber die Entwicklung der Hochschule als Organisation maßgeblich mitgetragen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihr großes Engagement und Ihren gewinnbringenden Einsatz für die Fakultät und die Hochschule. Mein Dank geht auch an die jeweiligen Mitglieder der Dekanatsteams.

Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank



HERZLICHEN DANK!



Ein beliebiger Montagmorgen in den vergangenen vier Jahren, Zimmer des Dekans, um den Tisch versammelt sitzt das Team der Fakultät Soziale Arbeit München. Auf dem Flipchart eine Fülle von Themen, Situation oder Klärungsbedarfe der vergangenen Wochen. Aus den anfänglichen Zweiergesprächen fokussiert sich ein erster Zugang zu den Themen des Vormittags, dann Auftritt durch die Tür: das noch fehlende Mitglied des Teams! Freudige Ausrufe und Hallo, kleine Seitenhiebe zur Wahl des Verkehrsmittels/ Wohnorts, Wochenendbeschäftigungen und schon geht es los. In konzentriertem Beraten werden dialogisch die vielfältigen Themen bearbeitet. Einmal mäandert das Gespräch im konsensualen Modus, dann wieder wird kontrovers diskutiert, aber immer ist der Raum von dem konstruktiven Miteinander für eine gelingende Fakultätsentwicklung geprägt. Für diese kollegiale und professionelle Grundhaltung, die an sehr unterschiedlichen Stellen und Kontexten immer gegeben war, möchte ich dem gesamten Fakultätsteam herzlich danken! Dieser Dank gilt den FakultätsreferentInnen, die mit großem Geschick und Engagement die Fülle der Themen, die die größte Fakultät dieser Hochschule so mit sich bringt, bearbeiten und lösen. Der Dank geht ebenso an Christine Strömich, die als Fakultätsassistentin mit erfahrener Hand viele Dinge gelassen regelt. Ihrer Erfahrung und ihrer Bereitschaft, diese zu teilen, verdanke ich, dass der Einstieg in das Amt des Dekans so gelungen verlief. Sie hat über den gesamten Zeitraum dafür gesorgt, dass der Überblick über die Finanzen nicht verloren ging, dass Termine und Themen nicht aus dem Blick gerieten und dass Studierende, Gäste, Lehrende, Kolleginnen und Kollegen der Verwaltung sowie auch der Dekan auf alle Fragen eine gute Antwort beantwortet bekamen. Auch den Studiengangsleitungen, die entscheidende Entwicklungen in Kindheitspädagogik und Soziale Arbeit berufsbeleitend, sowie den Masterstudiengängen initiierten und voranbrachten, den Fakultätsratsmitgliedern, die kritisch

wohlwollend meine Leitung begleiteten und all den Mitgliedern in Lehre, Forschung und Verwaltung sowie der Hochschulleitung, die diese Fakultät stärkten und unterstützen, danke ich sehr.

Mein besonderer Dank geht an Susanne Nothhafft als Studiendekanin und Cornelia Behnke als Prodekanin! Diese haben in den vergangenen vier Jahren mit ihrem vielfältigen und überaus engagierten Arbeiten ganz maßgeblich dazu beigetragen, dass der ‚große Tanker‘ Fakultät Soziale Arbeit München seinen Kurs steuern konnte. Die Arbeitsteilung in diesem Dreier-Team war die Basis für das Bewältigen der Aufgabenfülle. Die enge Zusammenarbeit der Studiendekanin mit den FakultätsreferentInnen bei Planung und Organisation der Angebote, die Bewältigung der immer größer werdenden Zahl an Erasmusstudierenden und die Mitwirkung bei Entwicklungsthemen in Gremien der Fakultät oder der EHL sind wenige Beispiele für das Gestalten von Susanne Nothhafft. Die Übernahme der Finanzplanung, die Arbeit in Gremien auf Landes – und Bundesebene im Kontext der Sozialen Arbeit, sowie die Vertretung der Fakultät nach innen und nach außen sind ebenfalls beispielhaft für das umfängliche Wirken von Cornelia Behnke. Aufbauend auf dieser Grundlage war die konstruktive, kritische und dabei stets wohlmeinende Grundhaltung der Schlüssel zum Erfolg unseres Dreier-Teams. Ein beliebiger Donnerstagspätnachmittag in den vier Wochen im September, Zimmer des Dekans, um den anderen Tisch versammelt steht dieses Dreier-Team der Fakultät Soziale Arbeit München. Erschöpft und durchschnaufend, aber erfüllt mit Blick auf das gemeinsam Erreichte. Eine intensive, lehrreiche und erfüllende Zeit geht zu Ende. Sie führte in Konflikte und auch wieder aus diesen heraus, sie barg viele Momente des gemeinsamen Lachens und wenige der Traurigkeit und sie brachte vieles an Arbeit und manches an Feiern – Danke für die gemeinsame Zeit!

Prof. Dr. Andreas Schwarz

DANKE!



... möchte ich allen sagen, mit denen ich die Arbeit im Dekanat und für die Fakultät voranbringen konnte. Es dauert eine ganze Weile, bis man die Rolle als Dekanin zum Gewinn der Arbeit der anderen ausfüllen kann, was nicht heißt, dass es dann auch gelingt. Hier danke ich besonders meinen KollegInnen in der Verwaltung für ihre Geduld mit mir und ihre Offenheit, spontan neue Wege zu suchen, wenn ich eher ein Hindernis darstellte. Dank Martina Welzel und Carolin Finsterwalder war und ist das Dekanatssekretariat ein barrierefreier Ort für alle am Campus, da sie dort schnelle Unterstützung für Vorhaben, Assistenz bei Anträgen und Veranstaltungen aber auch diskreten Beistand erfahren, wenn Diplomatie gefragt ist. Ohne den Sachverstand von Martina Welzel in Organisations- und Haushaltsplanung, hätte sich das Unternehmen Fakultäts- und Campusentwicklungsplan sicher nicht in der Form umsetzen lassen. Dank Martina Sumser, unserer Abteilungsleiterin, wurde ich sensibilisiert für die besonderen Herausforderungen der Campusstrukturen wie auch die Anliegen der Verwaltung. Nur gemeinsam gelingt die für die Dekanatsarbeit unerlässliche Abstimmung zwischen den Aufgaben von Campus- und Fakultätsverwaltung. Den FakultätsreferentInnen wie auch den KollegInnen im Prüfungsamt ist es zu verdanken, dass die Einführung des religionspädagogischen Studienganges und des Doppelstudiums gelungen sind. Ich danke Christine Ginger, Tatjana Bink, Gabriele Schlieper und Rosmarie Behm für ihre Pionierarbeit, wie auch ihren NachfolgerInnen Martina Groß, Florian Wenzl und Ulrike Förtsch, die aktuell die Umstellung auf eine neue Campus-Management-Software leisten. Dass die Praxis in unserer Ausbildung einen immer wichtigeren Stellenwert einnimmt, ist den KollegInnen im Praxiscenter zu verdanken: Martina Sumser, Michaela Deiser und Michaela Peise, wie auch Raffaella Klück-Sauer als ihrer Nachfolgerin. Bernhard Vondrasek, professoraler Praxisbeauftragter, ist hier wichtiger Begleiter im Suchen und Gehen neuer Wege. Dass Studieninteressierte immer mit Sachverstand und

Engagement beraten und Studierende sich an unserer Hochschule gut zurechtfinden, verdanken wir Andrea Huber im Studierendensekretariat. Dass wir im Herbst die ersten AbsolventInnen der Musikpädagogischen Zusatzqualifikation (MUZA) feiern können, verdanken wir Christine Plahl als Initiatorin und Leitern der MUZA und Fabian Gierscher, dem Referenten der MUZA, aber auch den IT-KollegInnen am Campus: Stephanie Gries, Helmut Endres wie auch Manfred Hermann, seinem Nachfolger. Dank ihnen konnten wir die ‚Offene Medienwerkstatt‘ sowie das Projekt ‚Medienpädagogik und Inklusion‘ entwickeln. Hier gilt mein Dank insbesondere Klaus Drescher, dem Pionier der Werkstatt-Idee, unserer Studiengangsleiterin Ursula Unterkofler, die alle innovativen Ideen in eine Form brachte und unserem Bibliotheksteam Christa Schanderl, ihrem Nachfolger Thomas Mangold, Cornelia Mack, Johanna Gießing und Regina Mochti-Reindl. Mit viel Engagement wirkt Gertrud Deiser für die Angebote des Instituts für Fort- und Weiterbildung. Dank ihr fühlten sich die zwei Kolleginnen des Kompetenzzentrums »Zukunft Alter« am Campus bald heimisch. Den beiden, Andrea Kenkmann und Claudia Gerdes, ist es zu verdanken, dass das Zentrum schnell Kooperationspartner in der Region finden konnte und in Lehre sowie Forschung an Bedeutung gewinnt. Und hier gebührt der Dank ebenso Dorit Sing und Martina Wolfinger, die von Beginn an den Aufbau geleistet haben. Last but not least habe ich sehr von der Zusammenarbeit mit den DekanatskollegInnen gelernt, vom Prodekan Ralf Gaus (1. Dekanat) über Logiken und Geheimnisse der Religionspädagogik und was man mit Charme und Beharrlichkeit erreichen kann; von Luise Behringer, Studiendekanin (1. Dekanat), wie man in fast aussichtslosen Situationen eine qualitativ hochwertige und innovative Studienplanung gewährleisten kann; von Carsten Wippermann, Prodekan im 2. Dekanat, wie viel Sachverstand gepaart mit Solidarität bewirken kann und von Oliver Dyma, Studiendekan im 2. Dekanat, für den das gleiche gilt, wie man eine Akkreditierung gelassen zum Erfolg führen kann.

Prof. Dr. Annette Eberle

Die Dekanatsbesetzung der 3 Fakultäten ab Oktober 2019

Fakultäten



Bisher
Fakultät Soziale Arbeit München
Dekan Prof. Dr. Andreas Schwarz,
Prodekanin Prof. Dr. Cornelia Behnke,
Studiendekanin Prof. Dr. Susanne Nothhafft



Neu
Fakultät Soziale Arbeit München
Dekan Prof. Dr. Jochen Ribbeck
Prodekan Prof. Dr. Markus Babo
Studiendekanin Prof. Dr. Jutta Reich-Claassen

München

Soziale Arbeit



Bisher
Fakultät Pflege
Dekanin Prof. Dr. Anita Hausen
Prodekan Prof. Dr. Bernd Reuschenbach
Studiendekanin Prof. Dr. Hildegard Schröppel



Neu
Fakultät Gesundheit und Pflege
(Name der Fakultät ab Wintersemester 2019/20)
Dekanin Prof. Dr. Anita Hausen
Prodekan Prof. Dr. Clemens Koob
Studiendekanin Prof. Dr. Hildegard Schröppel

Benediktbeuern

Gesundheit und Pflege



Bisher
Fakultät Soziale Arbeit Benediktbeuern
Dekanin Prof. Dr. Annette Eberle
Prodekan Prof. Dr. Carsten Wippermann
Studiendekan Prof. Dr. Oliver Dyma



Neu
Fakultät Soziale Arbeit Benediktbeuern
Dekan Prof. Dr. Fritz Böckh
Prodekanin Prof. Dr. Dorit Sing
Studiendekan Prof. P. Dr. Bernhard Vondrášek

„Eine wesentliche Aufgabe des Kuratoriums ist die breite Vernetzung in die für die KSH München wichtigen Bereiche“

Prof. Dr. Ursula Münch war von 2004 bis 2018 Mitglied im Kuratorium der KSH München. Dort übernahm sie im Herbst 2010 den Vorsitz, sie folgte auf Stadtdirektor a.D. Dr. Hans Eberhard Körber. Im Interview spricht die Universitätsprofessorin (Universität der Bundeswehr München) und Direktorin der Akademie für Politische Bildung in Tutzing über die Stärken der Hochschule, über den langen Weg hin zum Neubau am Campus München und über ihr Verständnis des Kuratoriums und seine vernetzende Funktion in Praxis, Politik und Wissenschaft.



Dr. Ursula Münch, Mitglied des Kuratoriums der KSH München von 2004 – 2018, Vorsitzende von 2010 – 2018

Wie kam es zu Ihrer Mitgliedschaft im Kuratorium der KSH München, in welcher Verbindung standen Sie zu diesem Zeitpunkt mit der Hochschule? Meine damalige Verbindung zur KSH München hat sich, ehrlich gesagt, auf meine Bekanntschaft mit einer damaligen Professorin an der Hochschule beschränkt, der Ehefrau eines früheren Kollegen von mir am Geschwister-Scholl-Institut für Politikwissenschaften der LMU München, mit dem ich damals befreundet war. Mit dieser Kollegin sprach ich immer wieder auch über ihre Lehr- und Forschungstätigkeit an der Hochschule. Eines Tages trat sie mit der Idee an mich heran, mich dem von 2002 bis 2006 amtierenden damaligen Präsidenten, Prof. Michael Pieper, als neues Kuratoriumsmitglied vorzuschlagen. Erstens, so das Argument, könne das Kuratorium eine Erhöhung seines Frauenanteils gut vertragen. Und zweitens sei es wichtig, dass neben den Vertreterinnen und Ver-

tretern der Praxis der Sozialen Arbeit auch die Sozialwissenschaften stärker vertreten seien. Beide Argumente haben anscheinend nicht nur mich überzeugt, sondern auch Präsident Pieper sowie den damaligen Vizepräsidenten, Professor Pater Dr. Franz Schmid. Die beiden luden mich zu einem Gespräch ein, bei dem es unter anderem um mein Verhältnis als Universitätsprofessorin an der Universität der Bundeswehr München (seit September 1999) zu Fachhochschulen ging, aber auch um mein Verhältnis zur Katholischen Kirche. Da ich dieser vor allem seit der Geburt meiner beiden Kinder (2001 und 2003) wieder deutlich nähergekommen bin, scheine ich in beiden Hinsichten einen ordentlichen Eindruck hinterlassen zu haben. Auf jeden Fall wurde ich vom damaligen Erzbischof von München und Freising, Friedrich Kardinal Wetter, in das Kuratorium berufen. Die Urkunde, die das Datum 25. Oktober 2004 trägt, habe noch in meinen Unterlagen. Ich gebe zu, dass die ersten Sitzungen des Kuratoriums für mich durchaus mühsam waren. Immer, wenn ich dachte, dass ich jetzt einen Überblick über die Studiengänge hätte und die anderen Kuratoriumsmitglieder mit Namen kannte, schlug die halbjährige Sitzungspause zu (das Kuratorium tagt nur zweimal im Jahr): In den ersten Jahren vergaß ich also so manches wieder und musste es mir vor der jeweiligen Sitzung neu ins Gedächtnis rufen.

14 Jahre sind eine lange Zeit, Sie haben die Hochschule sicherlich sehr gut kennen gelernt. Wie beschreiben Sie die KSH München, wo sehen Sie die Stärken, wo vielleicht auch die Schwächen der Hochschule? Bis heute beeindruckt mich an der KSH München, genauer gesagt an ihren Professorinnen und Professoren, dass sie trotz einer im Vergleich zu den Universitätsprofessoren sehr hohen Lehrbelastung und einer vergleichsweise schlechten Ausstattung mit personellen Ressourcen auch in der Forschung Bemerkenswertes leisten. Das äußert sich nicht zuletzt in immer wieder neuen Forschungsprojekten. Eine weitere große Stärke

der Hochschule scheinen mir aber vor allem auch ihre Studentinnen und Studenten zu sein: Ich habe den Eindruck, dass es sowohl dem Studienerfolg als auch dem Zusammengehörigkeitsgefühl in der Hochschule sehr gut tut, dass die KSH München durch ihre kirchliche Bindung und Prägung doch eine besondere Hochschule ist. Gerade diese Nicht-Beliebigkeit scheint sich so auszuwirken, dass die Studieninteressierten sich offenbar intensiver mit der Frage befassen, warum sie genau an dieser und eben nicht an einer staatlichen Hochschule studieren wollen. Diese Reflektion geht nach meiner Einschätzung nicht spurlos an den jungen Frauen und Männern vorbei – und stärkt offenbar den Bezug zur Institution KSH.

Sie haben in Ihrer Funktion hochschulpolitische Diskurse mitgestaltet, haben die KSH München maßgeblich beraten und begleitet, nach außen unterstützt, mit wichtigen

Partnern vernetzt. Wo lagen Ihre Schwerpunkte, welche Entwicklungsthemen waren Ihnen besonders wichtig?

„Mitgestaltet“ ist meines Erachtens ein zu großes Wort. Und zwar schon deshalb, weil das Kuratorium der KSH München sich doch deutlich von einem klassischen Hochschulrat unterscheidet: Das Kuratorium wählt weder die (Vize-)Präsidenten noch kann es auf Strukturentscheidungen der Hochschule Einfluss nehmen. Das Kuratorium ist lediglich ein Beratungsgremium und soll vor allem zu einer gedeihlichen Verbindung der Hochschule erstens zu den Praxispartnern, zweitens in die Politik und drittens zu anderen wissenschaftlichen Einrichtungen beitragen. In dieser Funktion erschien mir wichtig, die Hochschule im Aufbau ihres interdisziplinären Kompetenzzentrums »Zukunft Alter«, aber auch in ihren erfolgreichen Anstrengungen im Bereich Forschung und Entwicklung zu unterstützen.

Herzlichen Dank!

Liebe Frau Münch,



wer eine Hochschule über einen Zeitraum von vierzehn Jahren begleitet, davon acht Jahre als Vorsitzende des Kuratoriums, kennt die zentralen Herausforderungen sehr gut, vor die eine Hochschule nun einmal gestellt ist. Die Weiterentwicklung der Studienangebote, der Hochschulbau, die Etablierung eines Kompetenzzentrums, die Förderung von Forschung und Entwicklung und der Strategieentwicklungsprozess der KSH München sind nur einige Beispiele hierfür. Es war für die Hochschule ein besonderer Glücksfall, Sie für die Tätigkeit im Kuratorium gewinnen zu können. Sie haben als eine ausgewiesene Wissenschaftlerin, Mitglied des Wissenschaftsrats und Direktorin der renommierten Akademie für Politische Bildung in Tutzing eine umfangreiche Expertise in die Arbeit des Kuratoriums eingebracht. Mit Geradlinigkeit, einer offenen und zugleich kritischen Haltung und einem pointierten Humor haben Sie die konstruktive Zusammenarbeit mit der Hochschule und der Hochschulleitung gestaltet. Sie hatten immer ein dezidiertes Interesse daran, die Entwicklung der Hochschule mit voranzubringen. Ich hatte meinerseits das Privileg, mit Ihnen vier Jahre zusammenarbeiten zu dürfen. Ein für mich sehr wertvolle Zusammenarbeit, für die ich mich nicht nur im Namen der Hochschule, sondern auch persönlich ganz herzlich bedanken möchte.

Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank

Was waren besondere Herausforderungen, an die Sie sich erinnern?

Eine große Herausforderung war das Bauvorhaben der KSH München: Wir haben uns über viele Jahre im Kuratorium mit dem Problem befassen müssen, dass zwar niemand die Notwendigkeit bestritt, auf dem Campus München ein neues Seminargebäude zu errichten, trotz dieser Einsicht aber über Jahre hinweg nichts voranging. Ich freue mich, dass dieser die Hochschule in ihren Ambitionen lähmende Baustau bereits vor mehreren Jahren überwunden wurde: Beim Spatenstich für das neue Lehrgebäude im Mai 2018 dabei sein zu dürfen, war mir eine große Freude – und Beruhigung.

Was nehmen Sie mit aus Ihrer Amtszeit?

Mehr Verständnis für die Anliegen der Hochschulen für angewandte Wissenschaft, aber auch die Sorge, dass die Akademisierung der Pflegeberufe nicht zwangsläufig ein höheres Ansehen dieser Berufe inklusive einer besseren Bezahlung der Fachkräfte nach sich zieht. Ich nehme zudem die Hoffnung mit, dass auch künftigen Generationen bewusst ist, dass die KSH München vor allem eine akademische Einrichtung ist, die ihren Studentinnen und Studenten ein zwar praxisorientiertes, aber immer auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes Studium anbietet. So sollten sich die Studierenden meines Erachtens auch nicht allein vom Wunsch nach praktischem Tun leiten lassen, sondern während ihrer Studienzzeit gerade die wissenschaftlichen Inhalte wertschätzen.

Diese ermöglichen ihnen etwas ganz Zentrales: nämlich sich grundlegendes Struktur- und Orientierungswissen anzueignen. In diesen Genuss kommen sie nur an der Hochschule; die Praxis hat man dann meist das ganze berufliche Leben lang.

Und natürlich nehme ich viele freundschaftliche Kontakte mit: In der Hochschule, im Kuratorium und im Stiftungsrat, an dessen Sitzungen ich gelegentlich als Gast teilnahm, habe ich über die Jahre hin viele kluge, engagierte und liebenswürdige Menschen kennengelernt.

Was ist in diesem Amt wichtig, was geben Sie Ihrem Nachfolger mit?

Eine wesentliche Aufgabe des Kuratoriums ist die breite Vernetzung in die für die KSH München wichtige Bereiche. Neben der Vernetzung in die Praxis ist immer auch die Vernetzung in die anderen wissenschaftlichen Institutionen wichtig. Als Vorsitzender ist man nicht der „große Zampanò“, sondern die Person, die dazu beiträgt, dass diese Vernetzung zum Vorteil für die gesamte Hochschule und für ihre Studentinnen und Studenten zum Tragen kommt. Tipps brauche ich meinem Nachfolger in diesem Amt, Dr. Wolfgang Zeitler, bestimmt nicht geben: Er ist in der Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsverwaltung sehr erfahren, höchst kompetent und überaus angesehen – der perfekte Nachfolger.

Interview: Juli 2019

Aktuell im Vorsitz des Kuratoriums: Dr. phil. Wolfgang Zeitler und Bettina Nickel



Dr. phil. Wolfgang Zeitler

*Vorsitzender des Kuratoriums der KSH München
Ministerialdirigent a. D. im (vormals) Bayerischen Staatsministerium
für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst*

„Schon als Abteilungsleiter im Wissenschaftsministerium waren mir die Hochschule und ihre Trägerin ans Herz gewachsen, wegen des spezifischen Profils, der prägenden Personen und der Wichtigkeit nicht zuletzt ihres Auftrags. Hinzu kommt: Alle Hochschulen in Bayern befinden sich in der wichtigen Phase des Übergangs vom quantitativen Zuwachs zur Gestaltung ihrer Zukunft auch bei stagnierenden Studierendenzahlen. Dabei geht nicht um den Selbsterhalt einer Hochschule, sondern um das Aufgreifen gesellschaftlicher Kernanforderungen. Die Katholische Stiftungshochschule München ist hier im besonderen Maße gefordert. Denn ihre Kompetenzen können auf Megatrends unseres Landes antworten. Sie müssen das auch, denn ohne eine vernehmbare Stimme, die sich auf hohem akademischen Niveau, aber auch im Lichte des katholischen Glaubens äußert, werden die drängenden Probleme unseres Landes allzu oft nur funktionalistisch angegangen. Bei alledem bin ich mir der bescheidenen Möglichkeiten bewusst, die das ausschließlich beratende Gremium Kuratorium hat. Wenn ich dennoch, mit meiner Person und meinen Erfahrungen, den geschilderten Zielen dienen kann, dann freut mich das.“



Bettina Nickel

*Stellvertretende Vorsitzende des Kuratoriums der KSH München
Stellvertretende Leiterin Katholisches Büro Bayern*

„Nach achtjähriger Tätigkeit als Rechtsanwältin in München wechselte ich 2005 als stellvertretende Leiterin ins Katholische Büro Bayern, der Verbindungsstelle zwischen katholischer Kirche, Politik und Gesellschaft. In dieser Position vertrate ich die Kirche in verschiedenen Gremien, so auch seit 2013 im Kuratorium der KSH München. Die KSH München besetzt mit ihren Schwerpunkten in den Gesundheits-, Bildungs- und sozialen Berufen die entscheidenden Zukunftsthemen und nimmt als Innovationsträgerin und katholische Hochschule die drängenden Fragen der Zeit engagiert auf. Als größte hochschulische Anbieterin für Studiengänge in den Bereichen Soziale Arbeit und Pflege hat sie eine herausragende Stellung unter den Hochschulen. Ich freue mich, dass ich durch meine beratende Tätigkeit und jetzt auch als stellvertretende Vorsitzende des Kuratoriums einen Beitrag zur Entwicklung dieser besonderen Hochschule leisten darf.“

Von zentraler Bedeutung für Hochschule und Praxis: der primärqualifizierende Bachelorstudiengang Pflege (B.Sc.)

Ab dem Jahr 2020 entspricht das Studienangebot Pflege dual nicht mehr den gesetzlichen Vorgaben des neuen Pflegeberufgesetzes. Vor diesem Hintergrund beabsichtigt die KSH München an der Fakultät Gesundheit und Pflege die Einrichtung des primärqualifizierenden Bachelorstudiengangs Pflege (B.Sc.). Geplanter Start: Wintersemester 2020/21. Durch Einführung von „Pflege (B.Sc.)“ wird der Studiengang Pflege dual, der seit 2009 an der Hochschule angeboten wird, vollständig abgelöst.

Dekanin Prof. Dr. Anita Hausen geht in ihrem Beitrag auf die Notwendigkeit einer primärqualifizierenden Ausbildung an Hochschulen ein, skizziert rechtliche und demographische Rahmenbedingungen und hebt hervor, warum die hochschulische Ausbildung auch weiterhin in enger Kooperation mit der Praxis stattfinden muss.

Im Juli 2017 wurde das Pflegeberufgesetz (PflBG) verabschiedet. Ergänzend dazu hat der Bundesrat am 21.09.2018 die Ausbildungs- und Prüfungsordnung für die Pflegeberufe (PflAPrV) gebilligt. Mit dem PflBG werden die Unionsrechtlichen Vorgaben der Richtlinie 2005/36/EG in deutsches Recht umgesetzt. Damit wird das Pflegebildungssystem in Deutschland, inklusive der hochschulischen Pflegeausbildung ab dem Jahr 2020 grundlegend geändert.

Neben der rechtlichen Perspektive begründen aber auch die tiefgreifenden Veränderungen im Gesundheits- und Pflegewesen, die mit zunehmend höheren Anforderungen an die Qualifizierung der Gesundheitsberufe verbunden sind, eine primärqualifizierende hochschulische Pflegeausbildung. Mit ansteigendem Alter chronifizieren Krankheiten und es tritt zunehmende Multimorbidität auf. Die individuell angemessene Versorgung der Menschen mit chronischen Erkrankungen stellt hohe Anforderungen an die Akteure der Gesundheitsversorgung, so auch an die Berufsgruppe der Pflege. Mit der Multimorbidität steigt zudem das Risiko einer Pflegebedürftigkeit an. Aktuell sind in Deutschland etwa 3,1 Millionen Menschen pflegebedürftig (Statistisches Bundesamt 2017). Der erhöhte Versorgungsbedarf stellt nicht nur eine quantitative Herausforderung dar, sondern durch die Erkrankungsbilder und Erkrankungsverläufe, die sehr heterogen verlaufen können, auch eine qualitative an die Qualifikation der Pflegenden. Dazu kommt der medizinische Fortschritt mit neuen Diagnose- und Therapieverfahren, die zu Veränderungen der Pflege insbesondere in den Kliniken führen. In der Gesundheitsversorgung und Pflegeunterstützung werden neue, auch digitale Technologien etabliert, sie werden die Möglichkeiten von Diagnose, Behandlung und Kommunikation verändern.

Neue Anforderungen in der Praxis machen eine hochschulische Ausbildung erforderlich

Aus den genannten Entwicklungen resultiert für den Versorgungsauftrag eine zunehmende Komplexität. Diese Komplexität geht einher mit der Notwendigkeit von Veränderungen in der Arbeitsorganisation, hin zu einer kooperativ organisierten Gesundheitsversorgung mit neuen Anforderungen an die Interprofessionalität (RBS 2013, Wissenschaftsrat 2012; SVR 2007). Hinzu kommt ein zunehmender Ausbau von ambulanten Versorgungsstrukturen. Aus einer kooperativ organisierten und sektorenübergreifenden Versorgung ergeben sich: ein erhöhter Steuerungsbedarf innerhalb der individuellen Versorgungsprozesse, ein erhöhter Beratungsbedarf, die Notwendigkeit der anleitenden Unterstützung der Pflegebedürftigen und Angehörigen und weitere, zum Teil neue Aufgaben für Pflegefachfrauen und Pflegefachmännern, die hochschulisch erworbene Qualifikationen erfordern.

Der Wissenschaftsrat hat sich in seinen Empfehlungen zur hochschulischen Qualifikation für das Gesundheitswesen bzw. in der Pflege von einer Akademisierungsrate von 10 – 20% ausgesprochen (Wissenschaftsrat 2012). Den primärqualifizierenden Pflegestudiengängen kommt dabei eine zentrale Bedeutung zu, sie qualifizieren die Studierenden für Tätigkeiten in der patientennahen Versorgung.

Das geplante Studienkonzept für den Bachelor Pflege (B.Sc.) baut auf dem Rahmenmodell der Bayerischen Dekanekonferenz Pflege-wissenschaft aus dem Jahr 2016 auf. Es wurde gemeinsam von der EVH Nürnberg, der KSH München und der OTH Regensburg weiterentwickelt. Kern der Erneuerung des Studienangebots Pflege ist eine primärqualifizierende hochschulische Pflegeausbildung unter Berücksichtigung der gesetzlichen Vorgaben, mit der die Studierenden zur unmittelbaren Tätigkeit an zu pflegenden Menschen aller Altersstufen qualifiziert werden.



Der Erfolg des Vollzeitstudiengangs ist an eine erfolgreiche Berufseinmündung gekoppelt

Die KSH München bzw. die Fakultät Pflege übernimmt mit dem geplanten Vollzeitstudiengang die Gesamtverantwortung für die theoretische und praktische Ausbildung der Studierenden. Die KSH München profitiert dabei von ihrer Expertise in der Konzeptionierung und Umsetzung des primärqualifizierenden Studienangebots der Hebammenkunde, dennoch stellen sich einige Herausforderungen vor allem in der praktischen Ausbildung und in der nicht-vergüteten Praxiszeit der Studierenden. Gesetzlich ist eine Vergütung der Praxiszeiten der Studierenden nicht vorgesehen, im Gegensatz zur beruflichen Ausbildung, wo die Auszubildenden eine Vergütung erhalten. Von daher muss in den Kooperationsgesprächen mit den Einrichtungen die Vergütung der Studierenden in den Praxiseinsätzen ein Thema sein. Darüber hinaus sind auch die Möglichkeiten eines Studiums mit vertiefter Praxis gemäß den Vorgaben der Initiative „hochschule dual“ (Bayern) in den Blick zu nehmen. Die Attraktivität des Studienangebots und damit verknüpft die Nachfrage nach Studienplätze wird auch davon abhängig sein, wie gut die Studierenden nach Abschluss des Studiums in den Beruf einmünden.

Zwingend erforderlich: die Ausbildung von Kompetenzen mit hohem Praxisbezug

Im Studienangebot umfasst der Umfang der Praxiseinsätze die gesetzlich geforderten 2.300 Stunden (§ 38 Abs. 3 Satz 1 PflBG). Diese Praxiseinsätze gliedern sich in Pflichteinsätze, einen Vertiefungseinsatz sowie weitere Einsätze. Mindestens jeweils 400 Stunden der auf die Praxiseinsätze entfallenden Stunden sind in der allgemeinen Akutpflege in stationären Einrichtungen, der allgemeinen Langzeitpflege in stationären Einrichtungen und der allgemeinen ambulanten Akut- und Langzeitpflege durchzuführen. Die Praxiseinsätze werden durch das Praxiscenter der KSH München organisiert und durch hauptberufliche Lehrende der Fakultät Gesundheit und Pflege begleitet. Für die KSH München bedeutet dies, dass sie mit verschiedenen Praxiseinrichtungen in München und näherer Umgebung kooperieren muss. Dazu muss die KSH München mit allen kooperierenden Einrichtungen jeweils einen Kooperationsvertrag schließen.

Auf der Grundlage einer landesrechtlichen Genehmigung können die Studierenden circa 100 Stunden der Praxiseinsätze im Simulations- und Skillslabor erbringen. Zudem erfordert das primärqualifizierende

Smarte Formate: Perspektiven für digitales Lehren und Lernen

Studienangebot das Ausbilden von Kompetenzen mit einem hohen Praxisbezug. Die KSH München ist für das Ausbilden solcher Kompetenzen zwar gut aufgestellt, da sie über ein Simulations- und Skillslabor für eine praxisnahe Ausbildung der Studierenden verfügt. Allerdings werden die jetzigen Kapazitäten im Simulations- und Skillslabor für das neue Studienangebot Pflege nicht ausreichen, hier ist eine Erweiterung der Kapazitäten zwingend erforderlich. Nicht nur die Kapazitäten müssen erweitert werden, sondern auch die Szenarien von Simulations- und Skillstrainings. Diese sind auf die Kompetenzziele der Ausbildung, den theoretischen Inhalten der Module und der Praxiseinsätze abgestimmt. Anzumerken bleibt an dieser Stelle: Ein entscheidender Faktor für die Akzeptanz der hochschulischen Pflegeausbildung ist eine qualitativ hochwertige praktische Ausbildung der Studierenden. Vor dem Hintergrund, dass die KSH München traditionell hohen Wert auf ein praxisnahes Studium legt wird sie mit der Etablierung eines primärqualifizierenden Studienangebotes Pflege wissenschaftliche Erkenntnisse mit einer stark wertorientierten und praxisnahen Ausbildung verknüpfen.

Ein bedeutsamer Schritt in der Spezialisierung der KSH München

Die Ablösung von Pflege dual durch einen Bachelor Pflege (B.Sc.) stellt trotz der Herausforderungen einen strategisch bedeutsamen Schritt der KSH München dar. Mit einer der größten und ältesten Fakultäten im Bereich Pflege kann sich die KSH München in den Studieninhalten auf ihre langjährigen Erfahrungswerte in der Akademisierung von Gesundheits- und Pflegeberufen und auf ein ausdifferenziertes Wissen in diesen Bildungsbereichen berufen. Die Organisation und Durchführung der Praxiszeiten wird das Netz der Bildungspartnerschaften der KSH München erweitern und stärken. Mit dem geplanten primärqualifizierenden Studienangebot Pflege geht die KSH München einen weiteren, sehr bedeutsamen Schritt in ihrer Positionierung als spezialisierte Bildungseinrichtung. Eine Immatrikulation für den bestehenden Studiengang Pflege dual ist letztmalig in Wintersemester 2019/20 Studierende möglich.

Beitrag: Prof. Dr. Anita Hausen, Dekanin der Fakultät Gesundheit und Pflege



Das SMART vhb-Team: Michele Mazzotta, Prof. Dr. Birgit Schaufler, Nicole Heinzel (von links)

Digitalisierung ist ein Kennzeichen unserer Zeit und ein Metathema der Bildung. Als lehrende Organisation ist die Hochschule in diesem Feld zugleich eine lernende Organisation. Es gilt, neue Kompetenzen, Prozesse und Strukturen aufzubauen, um die bewährten Formen des Lehrens und Lernens zu erweitern. Das Projekt SMART vhb gibt hierfür wertvolle Impulse.

SMART vhb ist ein Förderprogramm der virtuellen Hochschule Bayern (vhb). Als Verbundeinrichtung der bayerischen Hochschulen stellt die vhb Online-Lehrangebote zur Verfügung, die von Lehrenden der einzelnen Trägerhochschulen entwickelt werden. Prof. Dr. Ursula Mosebach ist die vhb-Beauftragte der KSH München und verfügt über langjährige Erfahrung mit den curricular verankerten CLASSIC vhb-Kursen. Neben diesen und den OPEN vhb-Angeboten baut die vhb im Rahmen von SMART vhb derzeit eine Plattform für flexibel einsetzbare, kürzere E-Learning-Einheiten auf, die sich für Blended Learning, also den Wechsel von Präsenzlehre und virtueller Lehre, auf Seminarebene eignen.

Die KSH München beteiligt sich an diesem Projekt und erhält vhb-Fördermittel zur Erstellung „smarter“ Lerneinheiten. Im Herbst 2018 hat sich eine Gruppe von Professorinnen und Professoren mit Neugier, Kreativität und Sachverstand auf herausforderndes Terrain begeben und sich

daran gemacht, aus unterschiedlichen themenbezogenen Lehrmaterialien, wie z. B. Übungsaufgaben, Videos, Textelementen oder Simulationen eigene virtuelle Lerneinheiten zu erstellen. Mit ihnen zusammen baut die Hochschule im Bereich E-Learning Know-how auf.

Unabhängig von Ort und Zeit: das Projekt ermöglicht ein Lernen jenseits der Hörsäle

„SMART vhb ist für uns ein strategisches Projekt. Die Fördermittel werden eingesetzt, um didaktische Beratung und technische Unterstützung zu etablieren und die Hochschule im Bereich der Digitalisierung weiterzuentwickeln“, sagt die Vizepräsidentin für Studium & Lehre der KSH München, Prof. Dr. Birgit Schaufler, die als Projektleitung SMART vhb den Prozess koordiniert. So wurde parallel zur Erstellung einzelner digitaler Lerneinheiten im vergangenen Jahr der Ausbau der Lernplattform KSH-Moodle forciert. Nicole Heinzel verantwortet als Referentin für Digitalisierung diesen

Bereich und resümiert: „Moodle stellt nun ein breites Spektrum für die Gestaltung interaktiver Lernelemente zur Verfügung. Es gibt außerdem ein E-Learning Helpdesk sowie regelmäßige Service- und Beratungszeiten. Gegenwärtig sind wir dabei, ein Moodle-Handbuch zu erstellen und Schulungsstrukturen zu etablieren. Equipment für die Aufzeichnung von Videos und Podcasts wurde bereits angeschafft.“

Mit Michele Mazzotta konnte zudem ein erfahrener Mitarbeiter für das Projekt SMART vhb gewonnen werden. Er hebt das Potenzial des Projektes für die Entwicklung eines weiterführenden digitalen Angebotes hervor: „E-Learning wird die klassische Seminar-situation, in der Lehrende vortragen und Studierende zuhören und Notizen machen, ändern. Es wird neue Lernszenarien hervorbringen.“ Prof. Dr. Birgit Schaufler betont den Vorteil, der mit E-Learning-Elementen entsteht: „Dass man lernen kann, wann und wo man möchte und die Inhalte beliebig oft wiederholen kann, unterstützt die Studierenden, gerade angesichts zunehmender Heterogenität und unterschiedlichster Lebens-situationen. Manchem wird die Technologie ein Studium sogar erst ermöglichen.“

Immer an erster Stelle: die Qualität der Lehre und die persönliche Beziehung

Unabhängig von den unterschiedlichen Settings, in denen E-Learning-Formate eingesetzt werden können, steht für die KSH München stets die Qualität der Lehre im Vordergrund. „Mit der umfänglichen Nutzung eines Learning Management Systems und dessen digitalen Elementen wie zum Beispiel spezifischen Wiki-Technologien, Foren und Storytelling werden verschiedene Arten des Lernens vom individuell forschenden bis zum kooperativ sozialen Lernen gefördert. Die Lehrenden können den Wissensstand bzw. das Kompetenzniveau der Studierenden durch digitale Tests erheben, um ihre Inhalte und ihre Didaktik an die Bedarfe anzupassen“, erklärt Michele Mazzotta. „Darüber hinaus ermöglichen die Technologien die Erstellung von Simulationen, die eine Art Praxis-Lernen ermöglichen“, ergänzt Prof. Dr. Birgit Schaufler, „in unserem Simulations- und Skillslabor gehen wir ja bereits ähnliche Wege“.

Es sei festzuhalten, so die Vizepräsidentin abschließend, dass bei aller Begeisterung für die neue digitale Technik die persönliche Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden das Kernelement des Studiums an der KSH München bleiben wird: „In den Feldern, für die wir qualifizieren – Soziale Arbeit, Pflege, Gesundheit und Bildung –, lernen Menschen von Menschen.“



© Storyboard, Prof. Dr. Andreas Schwarz

„... weil virtuelle Angebote eine sinnvolle Ergänzung zur Präsenzlehre sein können. Die SMART vhb-Einheiten bieten u. a. die Möglichkeit mit vertieften Videoanalysen kompetenzorientiert zu arbeiten. Sie können als Propädeutikum eingesetzt werden und haben das Potenzial, unterschiedliches Vorwissen und heterogene Lernausgangsleistungen anzugleichen.“

Prof. Dr. Franziska Egert



„... weil es für die Studierenden des Studiengangs Pflegepädagogik eine große Chance ist, sich mit den neuen Medien auszuprobieren. Außerdem eröffnet es den Studierenden und mir die Möglichkeit, unsere medienpädagogischen Kompetenzen auszubauen, die für die zukünftige Lehre sowohl an einer Hochschule als auch an einer Berufsfachschule bei machen Themen und Zielgruppen notwendig sein wird.“

Prof. Dr. Andrea Kerres



„... weil mich die Digitalisierung in der Lehre seit den Anfängen meiner Lehrtätigkeit vor gut 20 Jahren fasziniert. Sie eröffnet neue orts- und zeitunabhängige Räume in der Didaktik als Ergänzung zur Präsenzlehre.“

Prof. Dr. Ursula Mosebach
(vhb-Beauftragte KSH München)



SMART vhb Ich bin dabei ...

„... weil ich gute Lehre machen will. Dazu braucht es innovative, kreative und vor allem adressatengerechte Lernformate für die digital natives, die unsere Studierenden heute nun mal sind. SMART vhb hat mir gezeigt, dass man Lehre auch ganz anders denken kann. Davon profitiere ich, meine Lehrformate – und hoffentlich auch meine Studentinnen und Studenten.“

Prof. Dr. Anna Noweck



„... weil diese innovative Form Möglichkeiten eröffnet, Studierende auf neuen Wegen für Themen zu begeistern. Ich sehe große Potenzial, dass sich in einzelnen Modulen Kristallisationspunkte im Bildungsgeschehen entwickeln – für Studierende und Lehrende!“

Prof. Dr. Andreas Schwarz



„... weil mein Interesse am Experimentieren mit digitalen Lehr-Lern-Formaten und meine bislang bescheidenen digitalen Umsetzungskenntnisse sich im SMART vhb-Projekt gut und niedrigschwellig kombinieren lassen! Das Projekt bietet anregende Möglichkeiten, die Digitalisierung der Hochschule im Kontext der Lehre in konkreten, kleinen Schritten voranzubringen, uns dabei kollegial zu ermutigen und zu unterstützen und im Rahmen der bayerischen Hochschulen zu vernetzen. Eine tolle Chance für eine strategisch wichtige Entwicklungsperspektive!“

Prof. Dr. Annette Vogt



Third Mission: Die Hochschule als Plattform für Diskurs und Wissenstransfer



Ende der 1960er Jahre wurden die ersten Fachhochschulen mit dem Ziel gegründet, eine wachsende Zahl von Studierenden auf wissenschaftlicher Basis anwendungs- und praxisorientiert auszubilden. Besonders die Integration der Praxisphasen in das Studium ist nach wie vor Kennzeichen dieses Hochschultyps. Sein Funktions- und Anforderungsspektrum wurde in den vergangenen 50 Jahren insbesondere im Bereich der anwendungsbezogenen Forschung und Entwicklung vertieft. Seit den 1980er Jahren kristallisierte sich ein weiterer, dritter Auftrag – die Third Mission – heraus.

Dieser dritte Auftrag ist eng mit den anderen beiden Aufträgen von Studium und Lehre (in einem weiteren Sinne wird hier auch Fort- und Weiterbildung subsumiert) sowie Forschung und Entwicklung verbunden. Zunächst war die Diskussion stärker auf Entrepreneurship ausgerichtet. Ökonomisch konnotierte Konzepte wie Entrepreneurial Universities (Clark 1998) und Triple Helix (Etzkowitz und Leydesdorff 2000) verorteten die Hochschulen primär in einen kooperativen Austauschprozess mit der Wirtschaft. Dabei waren bereits Rückkoppelungseffekte zwischen Hochschulen und Wirtschaft angelegt. Eine Analogie zu der sich in dieser Zeit entwickelnden Zusammenarbeitsform PPP (Public Private Partnership) ist erkennbar. Eine trennscharfe Abgrenzung zu der Aufgabenstellung Entwicklung der Hochschulen ist dabei nicht möglich. Dies ist ein Hinweis darauf, dass der aus dem anglo-amerika-

nischen Raum kommende Begriff der Third Mission mit der spezifischen Form der deutschen (Fach-)Hochschulen, den Hochschulen für angewandte Wissenschaften, nicht leicht kompatibel ist.

Die Third Mission einer Hochschule: ein Auftrag, drei Zugänge

Den aktuellen Diskussionsstand zu diesem dritten Aufgabenbereich bilden drei Zugänge ab. Dabei wird Third Mission als multidimensionaler Ansatz verstanden, der neben der ökonomischen auch die kulturelle, soziale und politische Dimension von Gesellschaft einbezieht. Es wird der umfassende Bezug von Hochschule mit der außerhochschulischen Umwelt vor dem Hintergrund der Wissensgesellschaft betont. Die Differenzierung der Aufgabenbereiche von Hochschulen und die möglichen Verschränkungen

dieser, bilden sich im Folgenden ab. Zum einen wird Third Mission als separater Auftrag verstanden und ist die Sammelbezeichnung für alles, was nicht unter Studium und Lehre oder Forschung und Entwicklung fällt. Diese Fokussierung des Begriffes ergibt ein relativ enges, stark abgegrenztes Aufgabenspektrum. Ein gegenteiliges Verständnis beschreibt Third Mission als den gesellschaftlichen Ausfluss von Hochschulaktivitäten in den ersten beiden Bereichen. Hier löst sich die eigenständige Aufgabenbeschreibung auf, da stets Lehre und/oder Forschung dominieren und der dritte Bereich lediglich als Querschnittsaufgabe verstanden wird. Zwischen diesen Maximalpositionen kann Third Mission als Begriff genutzt werden, um einerseits die wachsende Anzahl und unterschiedlichen Formen von Aktivitäten zu beschreiben, die den Wirkungsbereich von Hochschulen erweitern. Andererseits werden die Ergebnisse von Studium und Lehre oder Forschung und Entwicklung in einen umfassenderen Kontext gestellt.

Der Dialog von Hochschule und Öffentlichkeit: ein wechselseitiger Erkenntnisgewinn

Zentrales Merkmal der Third Mission sind die wertvollen Verflechtungen der Hochschule mit ihrer außerhochschulischen Umwelt durch wechselseitige Interaktionen. Ein Transfer, besonders der Wissenstransfer, bildet sich so verstanden nicht als „Einbahnstraße“ ab. Vielmehr ist die Vernetzung in die Praxis(-forschung), in Kultur und Gesellschaft immer auch mit Anregung und Erkenntnisgewinn für Hochschule verbunden. Im britischen Kontext wird ein so entstehender Dialog mit Öffentlichkeit als „Engagement“ bezeichnet. Dadurch ändert sich die Bedeutung von „Expertise“. Der Transfer von Demokratisierungsprozessen ist somit auch wechselseitig. Für das deutsche Hochschulsystem entstehen dadurch mit hoher Wahrscheinlichkeit Perturbationen im besten bildungswissenschaftlichen Sinne. Dies gilt umso mehr für „junge“ Wissenschaften wie der Pflegewissenschaft oder der Sozialen Arbeit, die keine eigenen universitären Entsprechungen mit Grundlagenforschung besitzen.





Dialogreihe „Wo hin – und wo her?“

Gesichtspunkte einer Sozialen Arbeit der Zukunft

Diese offene Veranstaltungsreihe an der KSH München nimmt die Vielfalt der Sozialen Arbeit in den Blick. Wo hat sie ihre Wurzeln und wohin entwickelt sie sich? Mit der Reihe „Wo hin – und wo her?“ lädt die Hochschule ein, sich mit der Entwicklung und dem Verständnis der Sozialen Arbeit als Profession und Disziplin auseinanderzusetzen und sich an dem wichtigen Diskurs über die „Soziale Arbeit der Zukunft“ zu beteiligen.

<p>23.10.2019, 18.00 Uhr Prof. Dr. Thomas Schumacher Vielfalt als Merkmal – Einheit als Grundlage. Anhaltspunkte für ein integrales Sozialarbeitsverständnis</p>	<p>11.12.2019, 18.00 Uhr Prof. Dr. Andreas Schwarz Die politischen Dimensionen der Sozialen Arbeit</p>
<p>13.11.2019, 18.00 Uhr Prof. Dr. Thomas Schumacher Das Selbstverständnis und der Gegenstand der Sozialen Arbeit</p>	<p>15.01.2020, 18.00 Uhr Prof. Dr. Susanne Nothhaff Das Politische und das Soziale – Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession</p>

Wo? Raum J.111



Gestalten Sie mit!
 Die Veranstaltungen sind aktuell in Vortrag und anschließendem Austausch in Gruppen strukturiert. Weitere Formen wie z.B. Podiumsdiskussionen oder Foren sind denkbar und auch sehr willkommen. Wenn Sie an einer Mitgestaltung der Dialogreihe interessiert sind, freuen wir uns, wenn Sie mit uns zukommen.
 Ihr Kontakt E-Mail: andreas.schwarz@ksh.m.de

Die Third Mission und ihre Umsetzung an der Hochschule

Die Relevanz der Third Mission für die KSH München mit ihrem spezifischen Profil lässt sich an folgenden Aspekten veranschaulichen:

Netzwerke: In der Vielzahl von unterschiedlichen Arbeitskreisen, (Aufsichts-)Beiräten, Facharbeitsgruppen und ständigen Kommissionen, institutionalisierten Arbeitsgemeinschaften und Vertretungsgremien sind Hochschulmitglieder aus Lehre, Wissenschaft und Verwaltung aktiv. Die Wirksamkeit reicht von spezifischer fachwissenschaftlicher Zusammenarbeit bis zu breiter gesellschaftspolitischen Themenstellung.

Regionales Engagement: Mit ihren beiden Standorten in Benediktbeuern und in München wirkt die Hochschule in erster Linie in die Metropolregion München. Die Unterschiedlichkeiten von Stadt und Land, die verschiedenen Aufgabenstellungen in der

Kommunikation sowie die Möglichkeiten, Raum für Begegnung zur Verfügung zu stellen, kennzeichnen die Stellung der KSH München im Nahraum.

Studentischer Transfer: Durch die Praxisphasen im Studium, einer Tätigkeit mit Werkvertrag neben dem Studium oder durch neue Studienangebote wie z. B. dem „Studium mit vertiefter Praxis“ sind Studierende für den Austausch der Hochschule mit den unterschiedlichen Professionskontexten und im Weiteren mit gesellschaftlicher Gruppen hoch relevant. Als Alumni bilden sie eine wichtige Verbindung in die berufliche Praxis und einige tragen als Lehrbeauftragte dazu bei, dass die Aktualität der KSH München in ihren Themenvielfalt gesichert bleibt.

Gesellschaftliche Verantwortung: Eine Profilhochschule wie die KSH München mit ihren SAGE-Fächern ist dazu berufen, gesellschaftliche Prozesse anzunehmen, mit zu entwickeln und zu begleiten. Der Austausch und das gemeinsame Erarbeiten in innovativen Formaten mit den unterschiedlichsten

gesellschaftlichen Gruppen kennzeichnet die Hochschule. Insbesondere die kirchliche Trägerschaft der KSH München formuliert den Auftrag, sich aktiv an gesellschaftlichen Entwicklungen zu beteiligen.

Third Mission bedeutet auch, mutig zu sein

Aus diesen, bereits umfänglich realisierten Facetten der Third Mission ergeben sich Aufgaben, um an der KSH München diesen dritten Auftrag weiterhin und erweitert umsetzen zu können. Third Mission ist eine strategische Aufgabe, die dauerhaft, vernetzt und ressourcenausgestattet zu bearbeiten ist. Strukturell ist ein Sichtbarmachen des Bestehenden sinnvoll, um die Fülle aufzuzeigen, Verknüpfungen zu ermöglichen und Fokussierungen für weiteres Agieren herstellen zu können. An nicht wenigen Hochschulen gibt es eigene Transferstellen, die mit der Beauftragung „Unterstützung von Kooperationen“ an der Schnittstelle zwischen Hochschule und Umwelt angesiedelt sind. Neben dem Einsatz von Personal sind weitere Ressourcen für Third Mission erforderlich.

Die KSH München wird diesen dritten Auftrag mit einer aufgeschlossenen Haltung gegenüber neuen Formen von Kooperationen in Studium und Lehre oder Forschung und Entwicklung, einer dauerhaften und strategischen Beziehungsarbeit in Praxis, Politik und Gesellschaft sowie dem Anerkennen von Unterschieden, Eigenarten und Reichweiten des Eigenen und der Kooperationspartner realisieren können. Third Mission bedeutet mutig aus der erreichten Position herauszusprechen, Fehler zu machen und Neues zu wagen. Hier schließt sich der Kreis zur Gründungszeit dieser Hochschule, als gesellschaftliche Entwicklungen Innovation und Neuerung ermöglichten.

Beitrag: Prof. Dr. Andreas Schwarz

Benediktbeurer Management-Gespräche: Ein Dialog mit Format

© Moritz Ewert (alle Bilder zu diesem Beitrag)



Die beiden Initiatoren der Benediktbeurer Management-Gespräche: v.l. Michael Thies und Prof. Dr. Egon Endres

Im Oktober 2018 feierten die Benediktbeurer Management-Gespräche ein Jubiläum: sie fanden zum vierzigsten Mal statt. Ein geeigneter Anlass, um sich intensiver mit dem Veranstaltungsformat zu beschäftigen: Warum konnten sich die Gespräche über einen so langen Zeitraum bewähren und warum ist es wichtig, den Dialog fortzuführen? Neben den beiden Initiatoren geben eine Vertreterin und zwei Vertreter aus Wirtschaft und Nonprofit eine Einschätzung.

Voneinander lernen: Eine Maxime, die häufig im gesellschaftlichen und auch ökonomischen Kontext erwähnt wird. Auf die Benediktbeurer Management-Gespräche bezogen, geht es hier um das „Voneinander lernen“ von Wirtschaftsunternehmen und sozialen Organisationen. Wie keinem anderen Format ist es den Management-Gesprächen in den beiden Jahrzehnten – die ersten Gespräche fanden im Dezember 2000 statt – gelungen, Vertreter aus Wirtschaft und dem Nonprofit-Bereich in einen aktiven Austausch und Dialog zu bringen. Prof. Dr. Egon Endres, Professor für Sozialwissenschaften an der KSH München und einer der beiden Initiatoren der Benediktbeurer Management-Gespräche spricht hier von dem Schließen so genannter „Netzwerkklücher“ (Ron Burt) zwischen verschiedenen Welten und davon, dass durch innovative Begegnungen auch innovative Lösungsansätze entstehen.

Unterschiedliche Netzwerke miteinander verbinden

Mitinitiator Michael Thies, Inhaber von Michael Thies Management Consultants München, führt den soziologisch geprägten Begriff des Wanderzirkus an: „Es existiert ein Wanderzirkus an Netzwerken, das heißt, viele Führungskräfte bewegen sich meistens in ähnliches Milieus und Kreisen.“ Bestätigt wird er von Prof. Dr. h.c. Rudolf Mellinghoff, Präsident des Bundesfinanzhofs, langjähriger BMG-Teilnehmer und Impulsgeber bei den 29. Gesprächen zum Thema Steuer- und Verteilungsgerechtigkeit: „Der Dialog außerhalb des eigenen Netzes ist wichtig, weil man sich doch sehr oft in den Gesprächskreisen bewegt, die einen unmittelbar umgeben. Ein Perspektivenwechsel ist meist erst dann möglich, wenn Vertreter unterschiedlicher Gruppen aufeinandertreffen, wie etwa aus Wirtschaft, aus Verbänden





und aus dem öffentlichen Leben.“ Ziel der Management-Gespräche ist, möglichst unterschiedliche Netzwerke innerhalb der Business- und Sozialwelt zueinander zu bringen. Ein Ziel, das bereits mehrfach erreicht werden konnte: so kam beispielsweise, erinnert sich Prof. Dr. Egon Endres, ein Geschäftsführer eines Missionsärztlichen Instituts mit einem Geschäftsführer der Pharmaindustrie ins Gespräch und konnte einen Preisnachlass für Medikamentenlieferungen in Entwicklungsländer erwirken. Auch suchten bereits mehrere Teilnehmer außerhalb der Management-Gespräche den Dialog und Austausch in Fragen von Compliance-Richtlinien.

Margret Suckale, Mitglied im Aufsichtsrat von HeidelbergCement, der Deutschen Telekom AG und der DWS, sieht in dem gemeinsamen Dialog die Chance, Hintergründe besser zu verstehen und etwaige Vorurteile abzubauen. „Ich kenne kein vergleichbares Format, in dem sich Wirtschaft und soziale Organisationen so gut und intensiv austauschen können“, sagt die Managerin, die mehrfach an den BMGs teilgenommen und als Impulsgeberin zu „Nachhaltigkeit – ein Lippenbekenntnis des Managements“ gesprochen hat. „Wir lesen oder hören in den Medien viel übereinander und fällen daraus ein Urteil. Anders verhält sich das, sobald wir anfangen, die Hintergründe kennen- und verstehen zu lernen.“ Der Dialog ist also wichtig, um wechselseitiges Verständnis zu generieren, aber auch, um die zunehmend komplexen Unternehmensrealitäten zu begreifen. „Im Rahmen der Gespräche werden ganz unterschiedliche Sichtweisen vertreten“, sagt Michael Löher, Vorstand des Deutschen Vereins für öffentliche

und private Fürsorge e.V. Berlin, der bei den 34. BMGs einen Impuls zum Thema „Braucht unsere Gesellschaft Lobbying?“ gehalten hat. „Nur im gemeinsamen Dialog ist es möglich, sachgerechte Schlussfolgerungen zu ziehen.“

Eine offene Gesprächskultur: ein wesentliches Merkmal der BMGs

Die beiden Initiatoren stellen fest, dass es auf der Führungsebene „ein Bedürfnis nach anderen Formen“ des Austausches gibt. „Viele Top-Führungskräfte“, sagt Michael Thiess, „bewegen sich im geschützten Rahmen, sie bekommen nachweislich wenig authentisches Feedback.“ Das verhält sich an jenen Freitagnachmittagen und -abenden im Barocksaal des Klosters anders: „Hier wird offen miteinander geredet, wir fördern als Moderatoren kritische Anmerkungen, freuen uns über kontroverse Meinungen, lenken aber auch die Dialoge in eine Richtung, die sich nie kränkend oder verletzend gestaltet.“ Das Setting der Veranstaltung bietet darüber hinaus viele Möglichkeiten, sich besser kennenzulernen und aufeinander zuzugehen: ob beim Kaffee vor dem offiziellen Beginn, bei den Round Table-Gesprächen, die im Rahmen der Veranstaltung initiiert werden, beim Weg zum musikalischen Rahmenprogramm oder zum Speisesaal, beim Bierausschank oder beim Abendessen an den großen Tischen im klösterlichen Speisesaal. Die gesunde Mischung macht es aus: So hebt Michael Löher beispielsweise hervor, dass fachlicher Input und Diskurs in einer guten Balance zum kulturellen Angebot und dem kulinarischen Miteinander stehen.

Themen, die den unternehmerischen Zeitgeist spiegeln

Ausgetragen werden die BMGs traditionell im Barocksaal des Klosters Benediktbeuern. Und so ehrwürdig und traditionsreich die Umgebung, so hochaktuell und zeitgemäß ist die Themenauswahl, die von den beiden Initiatoren Prof. Dr. Egon Endres und Michael Thiess getroffen wird. „Die Gesprächsthemen“, sagt Prof. Dr. Egon Endres, „leiten sich stets aus vorangegangenen Veranstaltungen ab. Wir greifen aktuelle und interessante Fragen auf, die unbeantwortet bleiben mussten.“ So haben sich die bisherigen Gespräche mit Gesundheit als Führungsaufgabe, der Bedeutung von Werten in der Unternehmenskultur, Krisen als unternehmerische Chance, Stiftungen als Gestalter gesellschaftlichen Wandels, Lobbying, Streitkultur, Internationalisierung, Steuer- und Verteilungsgerechtigkeit oder mit Kooperationen und deren Bedeutung auseinandergesetzt. Margret Suckale hebt neben der Aktualität auch den Zeitpunkt der Themenauswahl hervor: „Häufig werden hier Themen aufgegriffen, bevor die Medien darüber berichten. Ich erlebe die Vorträge und Diskussionen als enorm bereichernd.“ Prof. Dr. Egon Endres und Michael Thiess legen dabei großen Wert auf die Auswahl ihrer Impulsgeber. In den vergangenen 40. Gesprächen konnten Redner gewonnen werden, die in hochverantwortlichen Positionen agieren. Über „Recht und Gerechtigkeit“ sprachen der Generalbundesanwalt Dr. Peter Frank und der langjährige Allianz-Chef Dr. Henning Schulte-Noelle. Zu dem Thema „Was hält die Gesellschaft zusammen?“ waren Kardinal Reinhard Marx und Dr. Brigitte Mohn von der Bertelsmann Stiftung eingeladen, zu „Welchen Wert haben Werte in unseren Unternehmen?“ auf dem Höhe-

punkt der Finanzkrise hielten die damalige VdK-Präsidentin und frühere Staatssekretärin beim Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung Ulrike Mascher und der Barclays Private Equity-Geschäftsführer Michael H. Bork einen Impuls – um hier nur einige wenige Gespräche exemplarisch widerzugeben.

Der gemeinsame Dialog hat zu keinem Zeitpunkt an Bedeutung verloren

Die Geburtsstunde reicht auf ein vor 20 Jahren stattfindendes BMBF-Projekt zu „Wissenskooperationen“ zurück, in dessen Rahmen mehrtägige Hospitationen zwischen Sozial- und Businesswelt und Dialogforen stattfanden. Inspiriert davon, regte Michael Thiess an, diesen Dialog auf der strategischen Ebene und zwischen Top-Managern fortzuführen. Die ersten Benediktbeurer Management-Gespräche fanden mit acht Teilnehmern im Salettl des Klosters statt, fortan wuchs die Teilnahme mit jeder Veranstaltung. Seit vielen Jahren finden die BMGs nun im historischen Barocksaal mit rund 100 Managern aus dem wirtschaftlichen und sozialen Bereich statt. Unter den Teilnehmern zeichnet sich eine gewisse Kontinuität ab: Einige Führungskräfte nehmen schon seit vielen Jahren an dem Veranstaltungsformat teil, sie kennen sich untereinander und haben bereits

stabile Netzwerke gezogen. „Dadurch, dass einzelne Teilnehmer immer wieder da sind, finden sich leichter Anknüpfungspunkte, zudem sind weiterführende Gespräche möglich“, sagt Prof. Dr. h.c. Rudolf Mellinghoff. Die Initiatoren freuen sich darüber, dass „ihr“ Gesprächsformat dabei nicht an Popularität eingebüßt hat, eher das Gegenteil ist der Fall: Michael Löher merkt an, dass sich ein „intensives Miteinander“ durch die zunehmende Größe schwieriger gestaltet, ansonsten sei die Veranstaltung „außerordentlich hilfreich und produktiv.“

Das „Voneinander lernen“ ist nicht abgeschlossen. „Ein zentraler Unterschied zwischen Akteuren aus Wirtschaft und sozialen Organisationen liegt darin, dass im sozialen Bereich Macht sehr viel stärker tabuisiert wird und eine Auseinandersetzung mit der Macht von Führungspersonen dadurch schwerer fällt“, erklärt Prof. Dr. Egon Endres. Michael Thiess ergänzt: „Insgesamt zeigt sich zwar über die vielen Management-Gespräche hinweg, das bereits eine Annäherung der Management- und Organisationswelten stattgefunden hat. Der Sozialbereich hat sich professionalisiert und CEOs im Business-Bereich erkennen an, welche hohe Bedeutung Werte und gemeinsame Haltung für ihr Unternehmen haben. Dennoch sind die Unternehmenskulturen in ihrer Struktur und

Organisation weiterhin sehr unterschiedlich.“ Beide sind sich daran einig, dass es sich lohnt, auch weiterhin im Dialog mit den beiden Welten zu bleiben.

Die 40. Benediktbeurer Management-Gespräche fanden am 19. Oktober 2018 zum Thema „Wieviel Bildung benötigt unsere Gesellschaft?“ statt. Hochschulpräsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank begrüßte die Gäste, als Impulsgeber konnten Manuel J. Hartung, Leiter des Bildungsressorts Chancen der Zeit und Herausgeber von Zeit Campus, und Dr. Matthias Afting, Vorsitzender des Vorstands der Cognos AG, Hamburg gewonnen werden.

„Im Dialog lernen wir unterschiedliche Perspektiven kennen und zu verstehen. Der Dialog ist also ein zentrales Element im Prozess des lebenslangen Lernens. Deswegen können wir es nicht genug wertschätzen, dass sich Dialogformate wie die Benediktbeurer Management-Gespräche etablieren. Durch dieses Gesprächsformat treten wir zu aktuellen und unternehmensrelevanten Themen in einen wichtigen Austausch, gehen aufeinander zu und bringen wirtschaftliche und soziale Organisationen, die sich teils doch sehr unterschiedlich gestalten, miteinander in Verbindung. Bleiben Sie im Dialog, denn durch Dialog gestaltet sich Bildung und durch Bildung entsteht Verantwortung.“

Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank in seiner Begrüßungsrede am 19.10.2018

➔ Weitere Informationen zu den Benediktbeurer Management-Gesprächen und den jeweiligen Terminen finden sich unter <http://www.management-gesprache.de/>

Beitrag: Sibylle Thiede



Frauenfragen im Wandel der Zeit

Neben viel Engagement beim bereits lancierten Thema „Familie in der Hochschule“ auf der Arbeitsebene, fokussierten die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der KSH München im Jahr 2019 in zahlreichen Veranstaltungen Frauenfragen, wie sie sich im Wandel der Zeit darstellen. So spannte sich der Bogen von einer zentralen Gründerfigur der Hochschule – Ellen Ammann – und ihrer Auseinandersetzung mit Frauenthemen bis hin zum WenDo-Kurs für Studentinnen als Teil der Prävention gegen sexualisierte Belästigung und Gewalt, die angesichts der MeToo-Debatte wieder stark an Aktualität gewonnen hat.

Den Auftakt machte die Eröffnung der Ausstellung „Ellen Ammann: Pionierin, Netzwerkerin, Trendsetterin“, die in Kooperation mit dem Erzbischöflichen Ordinariat München und Freising im März und April 2019 am Campus München gastierte. Prof. Tilly Miller alias Maria Hopmann führte, musikalisch begleitet von Prof. Dr. Kai Koch und unter Mitwirkung von Studierenden, durch das Leben der schwedisch-deutschen Politikerin Ellen Ammann. Sie wurde 1919 für die Bayerische Volkspartei als eine der ersten Frauen in den Bayerischen Landtag gewählt, dessen Mitglied sie bis zu ihrem Tod war. So brachte die Ausstellung das Jubiläum zu 100 Jahre Frauenwahlrecht

nochmals deutlich ins Bewusstsein der Studierenden am Campus. Die umtriebige Ammann gründete unter anderem den Bayerischen Landesverband des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB), die Katholische Bahnhofsmission, den Marianischen Mädchenschutzverein – heute der Katholische Verband für Mädchen- und Frauensozialarbeit „IN VIA“ – und vor allen Dingen die Soziale und Caritative Frauenschule, aus der die heutige Katholische Stiftungshochschule München hervorgeht. Die Wandel-Lesung brachte eine der prägendsten Gestalten der katholischen Frauenbewegung lebendig ins Bild, was angesichts der Benennung des Neubaus der Hochschule als „Ellen Ammann Seminargebäude“ besonders treffend gelungen ist.

Zukunftsweisende Modelle der Vereinbarkeit von Familie, Studium und Beruf

Bewegung in aktuelle frauenpolitische Themen brachte die zweite große Kooperationsveranstaltung der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten mit dem KDFB am Campus Benediktbeuern im Mai 2019. Unter dem Titel „Care-Zeiten – Utopie oder Chance für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf?“ diskutierten Wissenschaftlerinnen und Politikerinnen über die gesamtgesellschaftliche Herausforderung der Vereinbarkeit von Familie, Pflege und Beruf. Ausgangspunkt war die Vorstellung des Forschungsprojektes „Atmende Lebensläufe“ von Dr. Martina Heitkötter, wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Deutschen Jugendinstitut (DJI), das die Verteilung und Anerkennung von Erwerbs- und Carearbeit neu zu regeln versucht. Gerade die finanzielle Anerkennung von Carearbeit bis hin zum Niederschlag in der Rente war ein zentrales Thema des Abends. Die angeregte Diskussion der Gäste und der Studierenden der KSH München mit den Podiumsteilnehmerinnen Alexandra Bertl (CSU), Eva Lettenbauer (Die Grünen), Diana Stachowitz (SPD) und Karin Weiß (Gleichstellungsbeauftragte Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen) brachte nicht nur viele neue Impulse und

Vernetzungen, sondern unterstrich vor allem die politische Herausforderung und Notwendigkeit von zukunftsweisenden konkreten Modellen der Vereinbarkeit.

Präventive Maßnahmen an der Hochschule

Schon bei Ellen Ammann gehörte ihre Sorge um die jungen Mädchen vom Land, die am Münchener Bahnhof ankamen und in ihrer Naivität von Zuhältern abgeschleppt wurden, zum Portfolio der Frauenfragen und kulminierte für sie in der Gründung des heutigen Verbands IN VIA. Bis heute bleibt die Verletzlichkeit von Frauen und Mädchen im Bereich sexualisierter Diskriminierung, Belästigung und Gewalt ein brisantes Thema. Das war in jüngster Vergangenheit vor allem in der MeToo-Debatte und auch in der Auseinandersetzung mit dem Missbrauchsskandal in der Kirche zu sehen. Umso wichtiger ist es, zur Sensibilisierung der Studierenden und zur Prävention sowohl im Bereich der Hochschule als auch in den zukünftigen Berufsfeldern der Studierenden beizutragen. Hier setzten die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten im Jahr 2019 einen weiteren Schwerpunkt – in Bezug auf Männer und Frauen. Dazu gehörten neben der Publikation eines Inflyers und einer Präventionsveranstaltung für Studierende in Kooperation mit der Studierendenvertretung auch ein WenDo-Kurs für weibliche Studierende.

Die Teilnehmerinnen lernen im Kurs konkrete Handlungsansätze kennen und werden vor allem in ihrer Selbstwahrnehmung gestärkt. Die Studentinnen nahmen den Kurs sehr gut an und fordern eine Wiederauflage, um möglichst viele junge Frauen beteiligen zu können.

Insgesamt zeigte das Jahr 2019 im Bereich der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten ein breites Portfolio, das von Vereinbarkeitsfragen bis zur Prävention sexualisierter Gewalt, von der Frauenförderung bis zum Einbezug der Gleichstellungsthematik aller Geschlechter reicht. Es war 2019 kein Mangel und es wird 2020 sicher keinen Mangel an Themen, Ideen und Projekten geben!

Beitrag:

Prof. Dr. Anna Noweck, Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte am Campus München; Prof. Dr. Julia Seiderer-Nack, Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte am Campus Benediktbeuern








Prof. Dr. Julia Seiderer-Nack
 Prof. Dr. Anna Noweck

Die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der KSH München laden Sie herzlich zu folgender Veranstaltung ein:

**Ausstellungseröffnung
 Ellen Ammann – Pionierin, Netzwerkerin, Trendsetterin**

Mi, 20. März 2019
Wandel-Lesung mit Musik
„Teilweise bin ich gleich enthusiastisch und idealistisch eingestellt, teilweise gleich aufgehend wie ein Berserker.“

Präsentation:
 Prof. Dr. Tilly Miller

Musik: Prof. Dr. Kai Koch

Klanginstallation:
 Stephanie Bach,
 Prof. Dr. Kai Koch

Spielerinnen und Spieler:
 Studierende der KSH München

Im Anschluss freuen wir uns auf den Austausch mit Ihnen. Für einen Imbiss und Getränke ist gesorgt.

Wo: Foyer J-Bau
 Wann: 17 Uhr

Katholische Stiftungshochschule München
 University of Applied Sciences

Foto: © Katholische Hochschule München / Tilly Miller

Studieren mit Behinderung an unserer Hochschule – Jahresbericht der Behindertenbeauftragten

Im Bayerischen Hochschulgesetz ist festgelegt, dass sich die Hochschulen zu inklusiven Einrichtungen weiterentwickeln sollen, um auch Studierenden mit Behinderung einen uneingeschränkten Zugang zu Bildung zu ermöglichen. Die Beauftragten für Studierende mit Behinderung sollen dafür Sorge tragen, dass Studierende mit Behinderung in ihrem Studium nicht benachteiligt werden und die Angebote der Hochschule möglichst ohne fremde Hilfe in Anspruch nehmen können. Dieser Beitrag fasst die Maßnahmen der KSH München im Studienjahr 2018/19 zusammen und gibt zugleich einen Ausblick.

Durch die Vorgabe, Studierende mit Behinderung ein barrierefreies Studium zu ermöglichen, wurde die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung im deutschen Hochschulgesetz verankert. Die KSH München schreibt den uneingeschränkten Zugang zu Bildung im Artikel 20 ihrer Verfassung fest. Daraus lassen sich folgende zentralen Handlungsfelder der Behindertenbeauftragten am Campus München und Campus Benediktbeuern ableiten:

- qualifizierte und barrierefreie Information und Beratung
- Umsetzung der rechtlichen Vorgaben hinsichtlich der barrierefreien Gestaltung der Hochschule
- Unterstützungsangebote und Verankerung von Nachteilsausgleichen
- Sensibilisierung und Qualifizierung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in allen Bereichen der Hochschule

Information und Beratung von Studierenden und Studieninteressierten an der KSH München

Im Studienjahr 2018/19 wurden am Campus München 24 Studierende bzw. Studieninteressierte beraten. Insgesamt kam es zu 42 Kontakten. Die Studierenden bzw. Studieninteressierten litten dabei unter unterschiedlichsten Einschränkungen – von Teilleistungsstörungen wie Legasthenie über Körperbehinderungen bis hin zu psychischen Erkrankungen. Auffällig war die große Zahl an Studierenden mit einer psychischen Erkrankung, die das Angebot nutzten, vor allem zu Zeiten von besonders belastenden Studienabschnitten wie Prüfungsphasen. Am häufigsten ging es in den Beratungen um die Studierbarkeit und um Nachteilsausgleiche. Daneben wurden noch viele weitere Themen angesprochen wie beispielsweise Fördermöglichkeiten für Studierende mit

Behinderung oder die Realisierung eines Auslandssemesters.

Am Campus Benediktbeuern waren es 15 Studierende, die das Angebot der Behindertenbeauftragten wahrgenommen haben. Der Schwerpunkt lag auf der Situation von Studierenden mit psychischen Beeinträchtigungen. Sehr interessiert wurde auch die externe Beratung des Studentenwerkes im Rahmen der Beratertage am Campus Benediktbeuern wahrgenommen. Daraus entwickelte sich ein Praxis III-Projekt, in dessen Rahmen Studentinnen und Studenten mit Beeinträchtigungen mit einem Informationsangebot zum Thema „Vielfalt (er)leben am Campus Benediktbeuern“ ab November 2019 – erstmalig auf dem Career-Day am 14.11.2019 – auf Studieninteressierte zugehen möchten.

Im Rahmen der Einführungstage und durch Kontakte mit der Studierendenvertretung wurde das Beratungsangebot der Behindertenbeauftragten bekannt gemacht. Die Internetseite der KSH München wurde mit Informationen für Studierende mit Behinderung inhaltlich weiter ausgebaut. In einem nächsten Schritt soll sie nun noch barrierefrei gestaltet werden.

Anfragen von Kostenträgern und Netzwerkarbeit

Anfragen von Kostenträgern wurden beantwortet und die Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen der KSH München erweitert, zum Beispiel mit den Frauenbeauftragten oder der Verwaltung des kirchlichen Zentrums. Darüber hinaus wurden bestehende außerhochschulische Netzwerke gepflegt: So nehmen die Behindertenbeauftragten z. B. regelmäßig an den Netzwerktreffen der bayrischen Behindertenbeauftragten an Hochschulen teil.

Aktionsplan Barrierefreie Hochschule

Um die Vorgaben der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen in konkretes und verbindliches Handeln an der KSH München zu übersetzen, wurde ein Aktionsplan „Barrierefreie Hochschule“ initiiert. Barrierefreie Hochschule meint dabei nicht nur den Abbau von baulichen Barrieren und Defiziten in der technischen Ausstattung, sondern bedeutet auch den umfassenden Zugang und die uneingeschränkten Nutzungschancen für Studierende mit Behinderung, z. B. den gleichberechtigten Umgang mit Studierenden mit Behinderung (vor allem bei nicht sichtbaren Einschränkungen). Am 25. April 2018 fand ein erster campusübergreifender Workshop in Benediktbeuern statt, um einen Aktionsplan „Barrierefreie Hochschule“ aufzustellen. Mittlerweile haben sich an beiden Standorten Steuerungsgruppen gebildet, die konkrete nächste Maßnahmen planen. Die Steuerungsgruppe am Campus Benediktbeuern hat sich auf Basis des Gutachtens „Barrierefreie Lernumgebung“, das im Jahr 2017 erstellt wurde, konkrete Vorschläge für die Ausgestaltung des Audimax zum Abbau von baulichen und technischen Barrieren erarbeitet, die im Jahr 2020 umgesetzt werden sollen.

In Planung: ein standortübergreifender Aktionstag

Im kommenden Studienjahr soll am Campus München ein standortübergreifender Aktionstag stattfinden, um für den Aktionsplan zu werben. Konkrete nächste Schritte sollen dort vorgestellt und diskutiert werden.

Beitrag: Prof. Dr. Annette Eberle, Prof. Dr. Maria Wasner

Machen Sie mit!

Sicherlich gibt es an vielen Stellen noch Verbesserungsbedarf. Wir würden uns sehr freuen, wenn Interessierte – Studierende, Lehrende, wissenschaftliche MitarbeiterInnen und VerwaltungsmitarbeiterInnen – sich aktiv am Aktionsplan beteiligen. Nur gemeinsam wird es uns gelingen, unsere Hochschule tatsächlich barrierefrei zu machen!

Nehmen Sie gerne Kontakt zu uns auf:

Campus München:
Prof. Dr. Maria Wasner,
Behindertenbeauftragte München,
maria.wasner@ksh-m.de

Campus Benediktbeuern:
Prof. Dr. Annette Eberle,
stellv. Behindertenbeauftragte,
annette.eberle@ksh-m.de



Das Profil der Kindheitspädagogik an der KSH München in Lehre und Forschung

Im Jahr 2018 feierte der Studiengang Bildung und Erziehung im Kindesalter (berufsbegleitend) sein 10-jähriges Jubiläum. Ein schöner Erfolg, insbesondere da die KSH München die erste Hochschule in Bayern war, die einen solchen Studiengang angeboten hat. Heute gibt es nicht mehr nur diesen einen Studiengang, sondern es sind mittlerweile vier kindheitspädagogische Studienangebote entstanden, die für unterschiedliche Zielgruppen konzipiert sind und verschiedene Zugangswege zum Studium bieten. Hinzu gekommen ist seit einigen Jahren eine profilierte Forschungsaktivität, die das kindheitspädagogische Portfolio abrundet und durch Kooperationskitas zukünftig aktiv unterstützt wird. Der Beitrag gibt einen Überblick über diese unterschiedlichen Aktivitäten rund um die Kindheitspädagogik an der KSH München und skizziert zukünftige Schritte.

Mit dem berufsbegleitenden Bachelorstudiengang „Bildung und Erziehung im Kindesalter“ hat die KSH München im Jahr 2008 den Grundstein für kindheitspädagogische Studiengänge gelegt. Zunächst war dieses Angebot ausschließlich für Erzieherinnen und Erzieher ausgelegt, die nach ihrer fachschulischen Ausbildung berufsbegleitend eine akademische Qualifikation anschließen wollten und auf diese Weise ihr Wissen vertiefen konnten. Das Angebot wurde von Beginn an gut angenommen und die Studierendenzahlen sind seit Jahren konstant. Im Jahr 2012 erfolgte eine Anfrage von Vertreterinnen und Vertretern der Landeshauptstadt München (LH München), die in den Reihen ihrer Fach- und Ergänzungskräfte in Kindertageseinrichtungen festgestellt hatten, dass dort viele Personen mit ausländischen pädagogischen Hochschulabschlüssen tätig sind, die jedoch hierzulande nicht als Fachkräfte anerkannt werden konnten. Für diese Zielgruppe wünschten sich die Verantwortlichen ein Angebot, die es den als Ergänzungskräften beschäftigten Personen ermöglichte, ihre akademische Anerkennung wiederzuerlangen. Vor diesem Hintergrund wurde an der KSH München das Angebot „Bildung und Erziehung im Kindesalter für Personen mit ausländischen Studienabschlüssen – BEFAS“ entwickelt. Nach anfänglichen Nachjustierungen bei Zulassung und Studiengestaltung läuft das individualisierte Programm nun bereits seit 2013 erfolgreich und hat über 100 Personen mit ausländischen pädagogischen Studienabschlüssen in einer verkürzten Studienzzeit zu einem deutschen Bachelor mit der Berufsbezeichnung „staatlich anerkannte Kindheitspädagogin bzw. staatlich anerkannter Kindheitspädagoge“ verholfen.

Vier verschiedene Studienvarianten und vier verschiedene Zielgruppen

Nach 10 Jahren des berufsbegleitenden Studiengangs „Bildung und Erziehung im Kindesalter“ wurde im letzten Jahr ein grundständiges Studienangebot gestartet: Im Wintersemester 2018/19 begannen erstmals 20 Studierende das Vollzeitstudium der Kindheitspädagogik. Diesen Herbst startet nun die 2. Kohorte, die aus einem großen Bewerberpool heraus zugelassen werden konnte. Zusätzlich wird es ab Oktober auch ein weiteres BEFAS-Angebot geben. In den vergangenen Jahren hatte sich immer wieder gezeigt, dass viele BEFAS-Bewerberinnen an der erforderlichen Mindestanzahl an anerkannten Modulen scheitern und nicht in das Programm aufgenommen werden können. Dies trifft insbesondere auf Sekundarschullehrkräfte zu, die nach Angaben des Referats für Wohnen und Migration der LH München die Gruppe der Personen in der Anerkennungsberatung sind, die am häufigsten Rat suchen. Für diese Zielgruppe sollte es auf Wunsch der LH München ein weiteres Angebot geben, die es diesen Personen ermöglicht, Zugang zum Arbeitsmarkt der Kindertageseinrichtungen zu finden. Erstmals startet nun eine Gruppe von 15 Personen im BEFAS+-Programm im Herbst 2019.

Somit verfügt die Kindheitspädagogik an der KSH München mittlerweile über vier verschiedene Zielgruppen und Studienvarianten, die alle zu dem Abschluss des Bachelor of Arts und der Verleihung der Berufsbezeichnung „staatlich anerkannte Kindheitspädagogin bzw. staatlich anerkannter Kindheitspädagoge“ führen. Zwei verschiedene, in großen Teilen jedoch ähnliche Modulpläne (berufsbegleitend und Vollzeit) regeln das Studium und sorgen dafür, dass die Studierendengruppen auch gemeinsame Veranstaltungen haben und auf diese Weise voneinander in fachlicher und sozialer Hinsicht profitieren können. Dies stellt keinen unerheblichen Aufwand in der Studienorganisation dar, führt jedoch dazu, dass die gleiche Qualität der Lehrveranstaltungen für alle Studierenden ermöglicht werden kann.



Gelungener Fachtag zum Jubiläum „10 Jahre Kindheitspädagogik“ an der KSH München

Kindheitspädagogische Forschung an der KSH München mit Schwerpunkt praxeologischer Forschungsansatz

Parallel zu diesen Entwicklungen in der Lehre konnten in den letzten Jahren die Forschungsaktivitäten in der Kindheitspädagogik erheblich gesteigert werden. Das hängt insbesondere mit der erfolgreichen Akquise von Drittmittelprojekten, gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), zusammen.

Im Hinblick auf Forschungsperspektiven und ihre Gegenstände ist dabei der so genannte praxeologische Forschungsansatz von besonderer Bedeutung. Mit einem solchen Ansatz kann man Arbeitszusammenhänge und Arbeitskontexte differenziert beschreiben und die Logik ihrer Praxis nachzeichnen. Forschung kann so eine empirische Grundlage für eine reflexive Weiterentwicklung von Praxis liefern, ohne selbst die Zielrichtung normativ zu bestimmen – und damit mit großer Wahrscheinlichkeit an den Interessen und Bedingungen der Praxis vorbei zu steuern. Eine praxeologische Forschungsperspektive kann kindheitspädagogischen

Fachkräften und Steuerungsverantwortlichen die Möglichkeit eröffnen, die Forschungsergebnisse im Kontext ihrer eigenen lokalen Praxis zu interpretieren und hinsichtlich pädagogischer Handlungsoptionen und professioneller Entwicklungsperspektiven zu nutzen.

Das bedeutet in erster Linie auch, dass die Ergebnisse praxeologischer Forschung nicht nur in enger Kooperation und Rückkoppelung mit der Praxis entstehen, sie sollen auch wesentlich der Praxis selbst zugutekommen. Die durch teilnehmende Beobachtung im Kita-Alltag erfassten und herausgearbeiteten Leistungen von Praxis stellen auch keine Musterlösungen dar, sie zeigen aber spezifische Herangehensweisen im Kontext bestimmter Bedingungen und Zielsetzungen auf. Praktikerinnen und Praktiker können so durch Forschung einen Blick auf mögliche Umsetzungsvarianten und ihre Potenziale erhalten und prüfen, inwieweit diese bei der Realisierung der eigenen Ziele und Schwerpunktsetzungen hilfreich sein könnten. Man zeigt gewissermaßen beobachtete Praxis auf, überlässt es aber der Expertise der Praxis selbst zu entscheiden, was davon in die eigene Arbeit übernommen werden soll und was nicht.

Weiterentwicklung und Fortschritt sind möglich, sobald sich der Blick auf die Bedingungen richtet, unter denen das Erbracht wird, was Erbracht werden soll

Diese Frage ist mit Blick auf die aktuell beobachtbare Erwartungshaltung an Angebote der Kindertagesbetreuung besonders interessant, da sich vor dem Hintergrund des weit gefassten und rechtlich unbestimmten Begriffs „öffentlicher Förderung“ auf fachpolitischer Ebene eine inzwischen breit ausdifferenzierte Diskussion darüber entwickelt, wie Angebote der Kindertagesbetreuung gestaltet sein sollen, um das umzusetzen, was sie leisten sollen. Dabei variieren die genannten Leistungserwartungen an Kindertagesbetreuung, die als Idealvorstellungen einer „optimalen“ Umsetzung entfaltet werden, hinsichtlich der konzeptionellen Schwerpunkte, der pädagogischen Leitlinien oder der Gestaltung von Alltag und Interaktionen. Solche Vorstellungen davon, wie Angebote der Kindertagesbetreuung aussehen sollen, prägen Konzepte und formulierte Leistungs-

erwartungen, binden diese aber nicht zurück an die Bedingungen ihrer Praxis. Damit schaffen sie mitunter wirkmächtige, rhetorische Konstruktionen, wobei der Erkenntnisgewinn auf der Ebene von unhinterfragten Annahmen stehenbleibt. Stattdessen wären solche Annahmen mit der konkreten Beobachtung von Praxis in ein Verhältnis zu setzen, indem man etwa danach fragt, welche konkreten Praktiken sich ergeben, wenn in der Kita zum Beispiel Partizipation oder Inklusion umgesetzt werden soll (vgl. dazu ausführlicher Schoyerer et al. 2018, 2020). Das ist eine ganz andere Frage, als wenn man bereits annimmt, dass auch das pädagogisch umgesetzt wird, was man sich programmatisch auf die Fahnen geschrieben hat. Interessiert man sich insofern für die Entwicklung bzw. Weiterentwicklung von Praxis, muss man auf die Bedingungen von Praxis selbst blicken, unter denen das Erbracht wird, was Erbracht werden soll: So lassen sich Voraussetzungen und Vollzug von Praxis auf empirischer Grundlage beschreiben, ohne nur über das Wünschenswerte zu spekulieren.



Im Gespräch zur Zukunft der Kindheitspädagogik: (v. l. n. r.) Stefanie Nestmeier (Vertreterin des Deutschen Berufsverbands Kindheitspädagogik e.V.), Prof. Dr. Susanne Viernickel (Universität Leipzig), Dr. Petra Strehmel (HAW Hamburg), Prof. Dr. Helga Schneider (KSH München), Moderation: Prof. Dr. Andreas Kirchner



Um dies empirisch herauszufinden, wählt man in der Regel die Ethnografie als Forschungsansatz. Ethnografie zielt darauf ab, die Praktiken vor ihrem jeweiligen institutionellen Kontext teilnehmend zu beobachten (vgl. Breidenstein et al. 2013; Hirschauer 2002). Längere Feldaufenthalte ermöglichen es, Praktiken detailliert zu beobachten und zu beschreiben. Die teilnehmende Beobachtung verschafft den Beobachtenden ein Binnenwissen, aus dem wichtige Erkenntnisse über die Praxis generiert werden können. Neben der teilnehmenden Beobachtung werden zudem weitere Formen der Datenerhebung genutzt wie beispielsweise (ethnografische) Interviews oder Dokumentenanalysen.

Für das empirische Vorgehen der Studie rücken damit die organisational gerahmten Praktiken in den Blick (vgl. Hillebrandt 2014; Reckwitz 2003). Die Praktiken, begriffen als ein Komplex aus Handlungsweisen, an dem Akteure, Gegenstände, Organisationen und (politische) Programmatiken beteiligt sind, werden in ihrem organisationalen Kontext, ihren lokalen sowie ihren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen analytisch aufgegriffen. Konkret blickt man mit organisationalen Praktiken also auf alltägliche Routinen in ihrem Zusammenspiel aus Körpern, Gegenständen (Artefakten) und raumzeitlichen Arrangements. Dabei ist eine leitende praxistheoretische Annahme, dass die sozialen Praktiken und Routinen durch implizite

Logiken und Wissensschemata strukturiert sind. Dementsprechend gibt der Fokus auf routinierte Praktiken jenseits primär subjekttheoretischer Konzepte Aufschluss über ein praktisches Verständnis der Akteurinnen und Akteure in einer sozialen Situation bzw. organisationalen Struktur.

Schließlich kann ein solcher Forschungsansatz in besonderer Weise auch in der kindheitspädagogischen Lehre Anwendung finden, zumal Reflexion und Transfer von Forschungsergebnissen in die Praxis wichtige Bestandteile praxeologischer Studiendesigns sind. Lehrveranstaltungen erhalten durch die Relationierung von (1) programmatischen Entwürfen, beispielsweise im Kontext bestimmter Bildungsbereiche oder konzeptioneller Zielsetzungen, und (2) handlungspraktischen Varianten ihrer Umsetzung eine hohe praktische Relevanz auf der Grundlage einer empirischen Basis. Die Anwendung praxeologischer Forschung in den unterschiedlichen Lehrangeboten der kindheitspädagogischen Studiengänge wird insofern auch in Zukunft eine bedeutsame Rolle bei der Verstetigung und Ausdifferenzierung des kindheitspädagogischen Lehr- und Forschungsprofils an der KSH München einnehmen.

Beitrag:
Prof. Dr. Tina Friederich (im Bild oben: 3. v. l.),
Prof. Dr. Gabriel Schoyerer (im Bild oben: 2. v. l.)

Warum die Ausbildung von Hebammen akademisiert wird

Wer Hebamme werden will, muss künftig studieren. Gemäß einer EU-Richtlinie ist das Studium für den Hebammenberuf ab 2020 auch in Deutschland verpflichtend. Im Mai wurde ein entsprechender Gesetzesentwurf der Bundesregierung vorgelegt. In Bayern startet das Bachelorstudium im Wintersemester 2019/20 zunächst an zwei Hochschulen: an der KSH München und an der Ostbayerischen Technischen Hochschule (OTH) Regensburg. Doch warum diese Entscheidung? Warum ist es wichtig, diesen traditionellen Ausbildungsberuf zu akademisieren? Prof. Dr. Constanze Giese, Studiengangsleitung „Hebammenkunde (B.Sc.)“ an der KSH München, spricht im Interview über die Hebammenausbildung und darüber, wieso auf die Ausbildung an einer Hochschule nicht mehr verzichtet werden kann.



Prof. Dr. Constanze Giese, Studiengangsleitung „Hebammenkunde (B.Sc.)“

Warum wird die Hebammenausbildung akademisiert?

Ich würde immer die Gegenfrage stellen. Wie kann man Hebammen nicht akademisch ausbilden? Der Beruf ist sehr komplex. Die EU-Richtlinie von 2013 betont zu Recht, dass Hebammschülerinnen oder -studentinnen über eine solide und breit aufgestellte Allgemeinbildung verfügen sollten. Die Vorbildung ist extrem wichtig. In neun oder zehn Jahren Schule ist das nicht zu erreichen. Man muss sich vergegenwärtigen, dass heutzutage viele von denen, die einen mittleren Schulabschluss haben, auch mit dem Ausbildungsberuf überfordert sind. Deshalb rekrutieren die Hebammenschulen bereits seit Jahren großteils Abiturientinnen. Hebammen brauchen heute ein sehr umfangreiches Wissen im medizinischen, gesundheitswissenschaftlichen, hebammenwissenschaftlichen, aber auch im sozialwissenschaftlichen Bereich. Ich finde es hochproblematisch, junge Frauen – die noch nicht einmal volljährig sind – in zum Teil sehr schwierige Betreu-

ungssituationen zu schicken. Sie bekommen es mit ganz unterschiedlichen Frauen zu tun – mit Teenagermüttern ebenso wie mit Spätgebärenden nach zum Teil langen und belastenden fertilisationsmedizinischen Eingriffen. Die Bandbreite reicht von der Flüchtlingsfrau, vielleicht nach erlittener Genitalverstümmelung, über drogensüchtige Frauen und psychisch Erkrankte bis hin zur glücklichen Frau, die ihr drittes Kind zu Hause bekommen möchte. Aber auch für den letzten Fall gilt: Eine Hausgeburt, die eine Hebamme alleine betreut, erfordert ganz viel Wissen und Können.

Ein gutes Herz und der gesunde Menschenverstand reichen also nicht aus?

Beim Beziehungsaufbau zu all den sehr unterschiedlichen Frauen ist es nicht damit getan, dass ich ein gutes Herz habe. Das ist, glaube ich, die Crux an der Sache: Dass Frauenberufe oft noch in dem Ruf stehen, die dafür erforderliche soziale Kompetenz könne man nicht erlernen, sie sei einfach da. Das Gegenteil ist der Fall. Die Anforderungen sind hochkomplex. Es gibt so vieles, dass junge Frauen, die Hebamme werden wollen, lernen müssen. Das heißt, auf eine gute Allgemeinbildung müssen dann noch die spezifischen Wissensgebiete draufgesetzt werden – zum Beispiel Anatomie, Pharmakologie, Physiologie, Psychologie und Geburtshilfe. Berücksichtigt werden muss die Diversifikation der betreuten Frauen und deren Lebenssituationen. All das erfordert neben einem breiten Allgemeinwissen viel spezifisches Wissen. Und das muss selbstverständlich wissenschaftlich fundiert sein.

Der Mangel an Hebammen ist groß. Was schreckt Frauen daran ab?

Wir haben eine Berufsflucht. Insofern unterscheidet sich der Hebammenberuf von anderen Frauenberufen. Der Mangel in der Pflege entsteht auch, weil immer weniger in dem Beruf arbeiten wollen. Ähnliches gilt für Erzieherinnen und Erzieher, auch dort gibt es Nachwuchsschwierigkeiten. Bei den Hebammen ist das nicht so. Hier haben wir die Problematik, dass so viele aus dem Beruf rausgehen. Vor allem die Arbeitsumstände

Neu an der KSH München: Hebammenkunde (B.Sc.)

Die KSH München bildet ab Wintersemester 2019/20 Hebammen akademisch und in enger Anbindung an die Praxis aus. Kooperationspartner ist das Klinikum der LMU München und deren Staatliche Berufsfachschule für Hebammen. Pro Jahrgang stehen 25 Studienplätze zur Verfügung, das Studium dauert sieben Semester. Die klinischen Praxisphasen finden in der Frauenklinik am Klinikum der LMU München unter Anleitung erfahrener Hebammen, Ärztinnen und Ärzte und Praxisanleiterinnen statt. Bislang erfolgte die Ausbildung innerhalb von drei Jahren an der Staatlichen Hebammenschule in der LMU Frauenklinik. Parallel zu dem jetzt beginnenden Studium werden die bereits an der Hebammenschule begonnenen Jahrgänge regulär bis zum Abschluss der jeweiligen Klassen weitergeführt.

Die KSH München legt traditionell hohen Wert auf ein praxisnahes Studium. Bei der Konzeption des Studiengangs hat die Hochschule mit dem Hebammenverband und ihrem Bildungspartner, der Frauenklinik des Klinikums der LMU München zusammengearbeitet. Das Studium mit seinen sieben Fachsemestern ist ein Vollzeitstudium, das alle Vorgaben des Hebammengesetzes (HebG) und der Ausbildungs- und Prüfungsverordnung für Hebammen (HebAPrV) erfüllt. Gemäß einer EU-Richtlinie ist das Studium für den Hebammenberuf ab 2020 auch in Deutschland verpflichtend. Die Absolventen schließen mit dem Bachelor und der mündlichen, schriftlichen und praktischen staatlichen Prüfung ab und können damit die Berufszulassung als Hebamme erhalten.

In enger Theorie-Praxisverschränkung werden hebammenkundliches Wissen und die dazu nötigen Grundlagen aus Medizin, Gesundheits-, Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften, Ethik, Recht und Management vermittelt. Das Studium wird in Blockstruktur angeboten. Phasen theoretischer und handlungsbezo-

in den Kreissälen sorgen dafür, dass Frauen ungern dort arbeiten. Folglich ist die Personalnot in dem Bereich auch am größten. Das liegt nicht daran, dass es an und für sich kein schöner Beruf wäre. Vielmehr beklagen Hebammen, dass sie ihren Beruf nicht ihren Ansprüchen entsprechend ausführen können. Die meisten arbeiten im Beleg-System und sind an eine bestimmte Klinik angebunden, aber arbeiten auf eigene Rechnung. Oft müssen sie mehrere Frauen gleichzeitig betreuen, weil es sonst nicht wirtschaftlich rentabel wäre. Hebammen leiden unter dem Gefühl, den Frauen nicht gerecht zu werden.

Sie sind gestresst und sie klagen über mangelnde Anerkennung durch die Menschen, mit denen sie zusammenarbeiten. Als problematisch wird oft wahrgenommen, dass in dem System Krankenhaus die Medizin die Prozesse dominiert. Hebammen wollen eigenständig arbeiten und die Frauen bei einer Geburt ohne unnötige Eingriffe eigenverantwortlich betreuen. Voraussetzung dafür ist eine akademische Bildung, die berufliche Autonomie und wissenschaftlich fundiertes Wissen anzielt.



gener Lehre an der Hochschule wechseln ab mit Praxiseinsätzen in der LMU Frauenklinik. Auf Lehreinheiten an der Hochschule und im hochschuleigenen Simulationslabor folgen Blöcke praktischer Einsätze in Kreißsälen, auf Wöchnerinnen- und Säuglingsstationen bzw. in Kinder- und Familienzimmern und außerklinische Einsätze in ambulanten Settings. Die klinischen Praxisphasen werden am Klinikum der Universität München unter Anleitung erfahrener Hebammen, Pflegekräfte sowie Ärztinnen und Ärzte und Praxisanleiterinnen des Klinikums erbracht. Neben einer wissenschaftsbasierten und praxisnahen inhaltlichen Ausrichtung auf Basis aktueller hebammenwissenschaftlicher Forschungsergebnisse wird explizit auch das nötige betriebswirtschaftliche Wissen für die freiberufliche Hebamentätigkeit inklusive aktueller IT-Lösungen vermittelt. Die KSH München beruft sich in den Studieninhalten auf ihre langjährigen Erfahrungswerte in der Akademisierung von Gesundheits- und Pflegeberufen und auf ein ausdifferenziertes Wissen in diesen Bildungsbereichen. Zudem werden Synergien zu den bereits seit vielen Jahren etablierten Studiengängen in der Sozialen Arbeit und der Kindheitspädagogik genutzt. Der neue Bachelorstudiengang fügt sich darüber hinaus in die Gesamtstrategie der Hochschule ein, die Angebotsstruktur im Bereich der Gesundheitswissenschaften auszubauen.

➔ ausführliche Informationen zum Studiengang finden sich auf der KSH-Website: <https://www.ksh-muenchen.de/hochschule/studienangebot/>



Hebammen brauchen generell gute Nerven, oder?

Es gibt einfach auch unschöne Aspekte, z. B. ethisch herausfordernde Situationen bei Schwangerschaften, etwa bei der Pränataldiagnostik. Wird bei einem Kind eine Schwerstbehinderung festgestellt, stellt sich die Frage, wie es weitergeht. Hebammen betreuen alle Geburten: also auch Fehlgeburten ebenso wie Spätabbrüche. Manchmal auch stille Geburten, bei denen das Kind schon im Mutterleib gestorben ist. 16- oder 17-jährige Mädchen sollte man dem nicht ohne Not aussetzen. Dass auch nicht jede Abiturientin dem gewachsen ist, ist selbstverständlich auch klar. Das Studium gibt allerdings andere Möglichkeiten der Reflexion herausfordernder Situationen als die Ausbildung.

Werden durch die Akademisierung nicht viele junge Frauen ausgeschlossen?

Nein, denn es werden auch Absolventinnen aus Pflegeberufen zum Studium zugelassen. Ist ein Mädchen 16 oder 17 Jahre alt und möchte gern Hebamme werden, kann sie erst den Beruf der Pflegefachfrau erlernen, auch schon mit dem Schwerpunkt auf der Kinderkrankenpflege. Das wird teils angerechnet, sodass der Zeit- oder zumindest der Aufwandsverlust gering ist. Und sie haben dann auch die Reife, die nötig ist, um Hebamme zu werden. Wir nehmen an, dass tatsächlich der Ausstieg aus dem Beruf oft aus der Überforderung kommt. Die berufliche Bildung kann eben nicht auf die Anforderungen in ihrer ganzen Bandbreite vorbereiten.

Welche Fähigkeiten sollten die Studierenden mitbringen?

Sie sollten auf Menschen zugehen und Beziehungen aufbauen können. Dazu gehören Neugier und die Bereitschaft, sich auf Menschen mit den unterschiedlichsten Lebensformen und den unterschiedlichsten kulturellen Bildungshintergründen einzustellen. Außerdem sollten sie in der Lage sein, sich auch komplexe wissenschaftliche Zusammenhänge aus verschiedenen Wissensgebieten zu erschließen. Dazu gehören

Medizin, Gesundheitswissenschaft, Sozialwissenschaft und Hebammenwissenschaft, außerdem spielen Ethik und Recht eine große Rolle. Und auch vor Naturwissenschaften sollte man keine Scheu haben.

Wie sind die beruflichen Aussichten?

Die sind hervorragend. Hebammen werden gesucht – in allen Bereichen. Und sie haben immer die Möglichkeit, sich neue Bereiche zu erschließen in diesem enorm angesehenen Beruf. Was die Bezahlung angeht, wird man noch weiter verhandeln müssen. Höhere Gehälter werden kein Automatismus sein, sie müssen aber nachziehen. In den Kliniken jedenfalls besteht eine große Bereitschaft, akademisch gebildete Hebammen einzusetzen und dort mit Entwicklungsprojekten zu betrauen. Das Schöne an dem Beruf ist auch, dass man ihn freiberuflich ausüben kann. Hebammen haben wirklich alle Chancen: Sie können sich ein wirtschaftliches Standbein schaffen, indem sie zum Beispiel Vor- und Nachsorge oder aber Yoga-Kurse für Schwangere und Ähnliches anbieten. Und das läuft durchaus gut.

Wie ist die Nachfrage bis jetzt?

Sehr hoch, wir haben bereits sehr viele Bewerbungen. Es ist nicht der erste Studiengang, den ich entwickle, aber ich hatte noch nie so viele Anfragen wie bei diesem. Hebamme ist nun mal ein Traumberuf.

Das Interview mit Prof. Dr. Constanze Giese ist in der Wochenendausgabe 13. – 14.07.2019 vom Münchner Merkur und der tz erschienen. Redakteurin: Brigitta Wenninger.



Zum Wintersemester 2019/20 führt die KSH München das Bachelorstudium Healthcare-Management ein. Mit dem neuen Studienangebot entspricht die Hochschule für angewandte Wissenschaften dem zunehmenden Bedarf im Gesundheitswesen nach akademisch qualifizierten, ethisch verantwortungsbewussten Nachwuchsführungskräften.

Das Gesundheitswesen zählt zu den größten Wachstumsmärkten und steht zugleich unter enormem Druck: Der Wettbewerb nimmt zu, Effektivität und Effizienz werden zu immer wichtigeren Faktoren. Um sich dauerhaft erfolgreich am Markt zu positionieren, sind die Institutionen und Unternehmen im Gesundheitssektor darauf angewiesen, leitende Positionen mit Führungskräften zu besetzen, die akademisch ausgebildet sind und in ihrer Ausbildung gelernt haben, betriebswirtschaftlich zu denken und zu handeln. Doch Managementwissen alleine reicht führenden Vertretern der Praxis nicht aus: „Für eine humane und sozial gerechte Versorgung ist es essenziell, dass Fach- und Führungskräfte in sämtlichen Tätigkeitsfeldern und auf jeder Hierarchiestufe befähigt sind, Entscheidungen zu treffen, die ökonomische, gesundheits- und pflegewissenschaftliche sowie ethische Aspekte

berücksichtigen“, sagt Prälat Bernhard Piendl, Landes-Caritasdirektor Deutscher Caritasverband Landesverband Bayern e.V. Und auch die Pflegedienstleitung der Klinik für Suchtmedizin und Psychotherapie des Isar-Amper-Klinikums München Ost Lena Heyelmann spricht von „einem betriebswirtschaftlichen Handeln“, ohne dabei „ethische Ziele aus den Augen zu verlieren.“

Ein Studium mit Zuschnitt auf aktuelle und künftige Praxisanforderungen

Die Katholische Stiftungshochschule München setzt mit ihrem neuen Studienangebot „Healthcare-Management (B.A.)“ genau dort an: Sie verbindet im Curriculum umfassendes Managementwissen (Organisation, Projektmanagement, Qualitätsmanagement, Personalmanagement,



Katholische
Stiftungshochschule
München
University of Applied Sciences

Bewerben Sie sich jetzt!
Die Onlinebewerbung läuft noch bis zum 15.07.

NEU an der KSH München: Healthcare-Management (B.A.)*

Das Healthcare-Management-Studium an der KSH München verbindet Managementwissen mit ethischen Kompetenzen und Schlüsselqualifikationen im Umgang mit Menschen

Das Gesundheitswesen zählt zu den Wachstumsmärkten. Gefragt sind Führungskräfte, die betriebswirtschaftlich kompetent und verantwortungsbewusst handeln. Mit dem Bachelorstudium Healthcare-Management bildet die KSH München nun genau in diesem Bereich aus.

In 7 Semestern:

- > geben wir Ihnen umfassendes Managementwissen an die Hand,
- > bereiten wir Sie gezielt auf praxisrelevante Zukunftsthemen vor,
- > bieten wir Ihnen eine hervorragende Praxisanbindung,
- > qualifizieren wir Sie interdisziplinär
- > und ermöglichen Ihnen dadurch den Einstieg in eine verantwortungsvolle und vielseitige Position im Gesundheitswesen und in der professionellen Pflege.

* vorbehaltlich der staatlichen Genehmigung und Finanzierung

<https://www.ksh-muenchen.de/hochschule/studienangebot/>

www.ksh-muenchen.de

Finanzmanagement, Controlling, Marketing etc.) mit ethischem Verantwortungsbewusstsein und Schlüsselqualifikationen im Umgang mit Menschen (Unternehmens- und Gesundheitsethik, Teamentwicklung, Konfliktmanagement etc.). Durch Module wie „eHealth“ oder „Gesundheit und Gerontologie“ werden Studierende gezielt auf Themenfelder der Praxis vorbereitet, die immer bedeutsamer werden. In der Konzeption des Studienformats legte die Hochschule hohen Wert auf die Anforderungen der Praxis: „Die Hochschule verfügt durch ihre langjährige Verankerung im Gesundheits- und Pflegebereich über weitreichende Branchenkenntnisse und ein umfassendes Praxisnetzwerk. Das hat es uns ermöglicht, ein Studienprofil zu entwickeln, das optimal auf die aktuellen und künftigen Praxisanforderungen zugeschnitten ist“, sagt Studiengangsleiter Prof. Dr. Clemens Koob. „Unsere Absolventinnen und Absolventen sollen ihren Beruf fachkundig, eigenverantwortlich und verantwortungsbewusst wahrnehmen

können.“ Das Studienangebot Healthcare-Management (B.A.) ist daher auf eine interdisziplinäre Qualifizierung ausgerichtet, die Gesundheitswissenschaften, Managementkompetenzen, Ethik und Recht, Gesundheitsökonomie und -Informatik sowie methodische Kompetenzen verzahnt.

Den Absolventen bieten sich berufliche Perspektiven in verantwortlichen Positionen im Gesundheitswesen und der professionellen Pflege, z.B. im Projektmanagement, in der Teamleitung oder im mittleren Management. Karrieremöglichkeiten bestehen in Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen, Einrichtungen der Rehabilitation, Einrichtungen der Behindertenhilfe, Versorgungszentren und Ärzteverbänden, Versicherungen, Ämtern, Behörden, Ministerien, Verbänden, (internationalen) Organisationen und Beratungsunternehmen im Gesundheitswesen.

In sieben Semestern

Der Studiengang Healthcare-Management (B.A.) wird als Vollzeitstudiengang mit einer Regelstudienzeit von 7 Semestern (davon ein Semester praktisches Studiensemester) angeboten. Ab Wintersemester 2019/20 stehen 25 Studienplätze zur Verfügung. Zugang zum Studium erhalten Bewerber mit Hochschulzugangsberechtigung, d. h. Personen mit schulischer Hochschulzugangsberechtigung (Abitur, Fachabitur, vergleichbare Abschlüsse) sowie beruflich Qualifizierte. Kompetenzen, die bereits in einer abgeschlossenen Berufsausbildung zum Beispiel zum Gesundheits- und Krankenpfleger, Altenpfleger oder Gesundheits- und Kinderkrankenpfleger erworben wurden, können anerkannt werden.

Stand: Juli 2019

#gemeinsam #musikalisch #kreativ Klasse auf Tonspur – ein musikpädagogisches Projekt.



Die Produktion eines Hörspiels fordert viel Konzentration und aktive Mitarbeit.

Gemeinsam mit Schulkindern ein Hörspiel zu entwickeln und im Tonstudio aufzunehmen – das war das große Ziel, das sich vier Studentinnen der Katholischen Stiftungshochschule München Campus Benediktbeuern in diesem Frühjahr für ihr Praxisprojekt im Rahmen der musikpädagogischen Zusatzausbildung MUZA vorgenommen hatten.

Während ihres studienintegrierten Praxissemesters an der Mittelschule Geretsried konnte eine der Studentinnen im Bereich JAS (Jugendsozialarbeit an Schulen) eine Ganztagsklasse näher kennenlernen. Durch die intensive Zusammenarbeit mit dieser Klasse wurde ersichtlich, dass die Kinder motivierende Erfolgserlebnisse zur Stärkung des eigenen Zutrauens und der individuellen Fähigkeiten benötigen und auch die Klassengemeinschaft gefördert werden sollte. Zusammen mit der Sozialpädagogin der Schule und der Klassenleitung entstand die Idee, ein gemeinsames musikpädagogisches Projekt durchzuführen, das diese Ziele in den Blick nehmen sollte.

Die vier Studentinnen Caroline Tews, Michaela Friesinger, Julia Pölöskei und Lisa Essing, die am Campus Benediktbeuern Soziale Arbeit studieren – drei davon absolvieren als Zusatzqualifikation auch die Musikpädagogische Zusatzausbildung MUZA (siehe Kasten auf S. 47) – entwi-

ckelten daraufhin speziell für diese Zielgruppe ein musikalisches Projekt. Begleitet und unterstützt wurden sie bei ihrem Projekt von Prof. Dr. Christine Plahl als Leiterin der MUZA und von Fabian Gierscher, dem Referenten des Zentrums Musik. Im folgenden Beitrag beschreiben die Studentinnen ihre Projekterfahrungen.

Eine Klasse – ein Landschulaufenthalt – eine Hörspielaufnahme

Da uns wichtig war, dass die SchülerInnen der 6. Klasse außerhalb des Schulkontextes neue Erfahrungen machen konnten, organisierten wir einen dreitägigen Aufenthalt in der Don-Bosco-Jugendherberge in Benediktbeuern, die in unmittelbarer Nähe des hochschuleigenen Tonstudios der KSH München liegt. Im Tonstudio sollte das Hörspiel „Die Bremer Stadtmusikanten“ produziert werden, bei dem die Schülerinnen und Schüler ihre eigenen Stärken entdecken und einbringen, sich als Teil der



Die Schulklasse mit ihren Lehrkräften und die Studentinnen freuen sich über den erfolgreichen Abschluss der Hörspielaufnahme. Bildquelle: Projektteam Klasse auf Tonspur.

Klasse erfahren und dadurch ein wertschätzendes Miteinander erleben sollten.

Mit dem Wissen aus der Projektmanagement-Lehrveranstaltung, nach einer langen Planungsphase, intensiven Absprachen mit Kooperationspartnern wie der Mittelschule Geretsried, der Don-Bosco-Jugendherberge und der Hochschule, nach erfolgreicher Sponsorsuche und einer zusätzlichen technischen Fortbildung im Tonstudio begannen drei spannende Projektstage. Als die 19 SchülerInnen, eine Lehrerin und ein Lehrer in Benediktbeuern ankamen, war es zuerst wichtig, sich kennenzulernen, um eine gute Basis für die gemeinsamen Projektstage zu legen. Spielerisch trainierten die Kinder ihre Stimme, verbesserten ihre Atmung, übten ihre Artikulation durch lustige Zungenbrecher und produzierten erste Geräusche zu vorgegebenen Landschaftsszenen: So konnten wir beispielsweise erleben und hören, wie nur durch die Verwendung von Reis, Flöte, Tamburin und Flasche ein Zug in einen Bahnhof einfuhr. Spannend für uns zu sehen war, wie konzentriert und reflektiert die Klasse zusammen überlegte, wer für welche Rolle und Aufgabe im Hörspiel am besten geeignet wäre und wo die vorhandenen Fähigkeiten der Kinder gezielt genutzt werden könnten.

Mit diesen Vorbereitungen starteten wir am nächsten Tag die Aufnahme. Alle durften sich im Tonstudio ausprobieren, konnten

Erfahrungen sammeln, Rollen einsprechen oder selbst entwickelte Geräusche einspielen: Vom Fensterklirren, über Essgeräusche bis hin zu den Klängen eines nächtlichen Waldes wurde fleißig produziert. Die Kinder gaben sich gegenseitig konstruktives Feedback, wie Geräusche oder Sprechparts verbessert werden konnten. Bewältigte Herausforderungen, wie der lärmende Rasenmäher im Klosterinnenhof vor dem Tonstudio, wiederholtes Zuspätkommen oder kleine Streitereien unter den Kindern in Kombination mit wenig Schlaf, gehörten ebenso dazu wie Spiel und Spaß. Es blieb genügend freie Zeit zum Klettern und Billardspielen, für eine Bar mit alkoholfreien Cocktails und eine Disco am Abend in der Jugendherberge, für Gruppenspiele und eine Kloster-Rallye zum Eintauchen in die Geschichte des Klosters. Die Nachmittags-Snacks, gesponsert von den Bäckereien Lugauer und Eberl und dem Edeka März, versüßten die Pausenzeiten. Am Morgen des letzten Tages konnten alle Beteiligten in die ersten Aufnahmen hineinhören und die Schülerinnen und Schüler konnten so erkennen, wie produktiv sie gemeinsam gewesen waren. Stolz und freudig präsentierten sie sich gegenseitig die aufgenommenen Parts und wurden mit Applaus belohnt. Zusammen wurde auf die Projektzeit zurückgeschaut und über die unterschiedlichen Erfahrungen gesprochen. Durch Aussagen der Kinder wie „Man kann auch mal ohne Handy und WLAN überleben!“, „Fehler sind nicht schlimm!“ und „Zuspät-

kommen ist uncool!“ konnten wir erkennen, dass das Projekt der Klasse auch neue Sichtweisen eröffnet hat. Wir überraschten die Kinder abschließend mit einem in der Nacht fertiggestellten „Coming Soon“-Trailer, der den Entstehungsprozess für das bald erscheinende fertige Hörspiel zeigte. Mit diesem Rückblick und einem vom Musikhaus Thomann gespendeten Cajon-Shaker als kleinem Überraschungsgeschenk verabschiedeten wir uns von allen Beteiligten.

Deutlich erkennbar: der gestärkte Zusammenhalt und die hohe Motivation der SchülerInnen

Für uns begann nun die große Aufgabe des digitalen Nachbearbeitens, Zusammenschneidens und Masterns. Unterstützt wurden wir hier von Fabian Gierscher, dem Referenten des Zentrums Musik, der uns bei der nun folgenden tontechnischen Bearbeitung mit seinem Wissen und seiner Erfahrung begleitete. Dadurch wurde das Hörspiel zu den Bremer Stadtmusikanten rechtzeitig fertiggestellt und konnte in der Mittelschule Geretsried den SchülerInnen, LehrerInnen, PädagogInnen, dem Schulleiter und den Eltern präsentiert werden. Vor allem den Kindern konnten wir die Freude und den Stolz ansehen, und das herzliche und ehrliche Lob des Schulleiters verstärkte diese Freude bei allen Beteiligten und würdigte die Leistung jeder und jedes Einzelnen.

Für uns war es sehr wertvoll, die Entwicklungen und Prozesse des Projekts „Klasse auf Tonspur“ erleben und beobachten zu dürfen. Die vielfältigen Ziele und Lernerfahrungen, die wir mit diesem Projekt sowohl für uns selbst, viel mehr aber noch für die Schülerinnen und Schüler verfolgt hatten, wurden an vielen Stellen sichtbar. Die Kinder konnten erleben, was sie gemeinsam schaffen können, wenn sie zusammenhalten, zusammenarbeiten, sich motivieren und aufeinander achten. Sie bewiesen Konzentration und Ausdauer und stellten fest, dass Fehler nicht schlimm sind, sondern

aus ihnen gelernt werden kann. In diesen Tagen hatten sie auch die Möglichkeit, ihre eigenen Fähigkeiten und Begabungen und die der anderen zu entdecken, neue digitale Medien auszuprobieren und Technikerfahrungen im Tonstudio zu sammeln.

Die Klasse hat in einem guten Miteinander mit gegenseitig respektvollem Umgang und einer offenen und wertschätzenden Grundhaltung gearbeitet. Entscheidend für diese Entwicklung war, dass den Schülerinnen und Schülern Raum gegeben und Verantwortung auf sie übertragen wurde. Das Recht auf Mitbestimmung jeder und jedes Einzelnen war ein wichtiger Baustein auf dem Weg zum erfolgreichen Abschluss des Projekts. Schlussendlich konnte das Projekt deshalb so gut gelingen, weil alle Netzwerkpartner sehr gut miteinander kooperierten:

Die Don-Bosco-Jugendherberge unterstützte uns durch Flexibilität, attraktive Freizeitangebote und eine individuelle Betreuung. Die KSH München ermöglichte uns die Nutzung des Tonstudios und gab uns Gelegenheit, unsere Fähigkeiten im musikpädagogischen Handeln anzuwenden und weiterzuentwickeln. Die Mittelschule Geretsried war sehr offen für kreatives Gestalten mit digitalen Medien und schätzte das musikpädagogische Projekt als wichtige Lernerfahrung für die individuelle Weiterentwicklung ihrer SchülerInnen. Die Lehrkräfte waren begeistert von der Entwicklung der Klasse während des Projektes und bedankten sich für den „mega output“, den das Projekt bewirkt hat.

Rückblickend war es auch für uns Studentinnen eine sehr intensive, spannende, lustige und lehrreiche Zeit, die unser Studium bereichert und unser zukünftiges pädagogisches und musikpädagogisches Arbeiten geprägt hat!

➔ Das Hörspiel findet sich auf der KSH-Webseite unter <http://q.ksh-m.de/muza>

Beitrag: Caroline Tews, Michaela Friesinger und Julia Pölöskei

Musikpädagogische Zusatzausbildung MUZA

Am Campus Benediktbeuern der Katholischen Stiftungshochschule München gibt es seit 2016 eine neue und bundesweit bislang einzigartige studienbegleitende musikpädagogische Zusatzqualifikation für Studierende der Bachelor-Studiengänge Soziale Arbeit sowie Religionspädagogik und kirchliche Bildungsarbeit.

Im Rahmen der Musikpädagogischen Zusatzausbildung MUZA haben Studierende mit musikalischen Vorkenntnissen die Möglichkeit, erfahrungsorientiert ihre Wahrnehmungs- und Kommunikationsmöglichkeiten so zu entwickeln, dass sie Musik als pädagogisches Medium in ihren künftigen Arbeitsfeldern einsetzen können. Die Zusatzqualifikation erstreckt sich über sechs Semester und verbindet sich durch musikpsychologische, musikpädagogische und musikpraktische Elemente sowohl theoretisch als auch praktisch mit den Inhalten der beiden Bachelor-Studiengänge. Zum Abschluss der MUZA führen die Studierenden selbstständig ein Praxisprojekt mit Musik durch und erhalten bei erfolgreichem Absolvieren der Zusatzqualifikation ein Zertifikat der Hochschule.

Ausführliche Informationen zu MUZA unter: <http://q.ksh-m.de/muza>

Kein bisschen dogmatisch und trotzdem lehrreich: Zwei Studierende im Interview zur Theologischen Zusatzqualifikation (TZ)



Julia Heilig (links) und Hannah Schöpf studieren beide am Campus München und stehen am Ende der Theologischen Zusatzqualifikation. Hannah Schöpf hat das Studium der Sozialen Arbeit bereits abgeschlossen, Julia Heilig steht kurz davor. Im Gespräch rekapitulieren sie ihre Zeit in der TZ München.

Julia Heilig: Ich versuche mich gerade zu erinnern, was mich zur TZ gebracht hat. Es war so, dass das eine Kommilitonin machen wollte und ich einfach zur Infoveranstaltung mitgegangen bin. Frau Noweck hat uns immer wieder auf die Seminare aufmerksam gemacht und ich bin dann bei der ‚Theologie im Kino‘ hängen geblieben. Ich schaue einfach total gerne Filme und es war eine gute Möglichkeit, mich selbst mit den Themen von Religion und Glaube auseinanderzusetzen.

Hannah Schöpf: Ich muss gestehen, ich habe von der TZ gelesen habe und dachte: Oh Gott! Ich hatte die Vorstellung von frommen und langweiligen Theologen, das war so gar nicht mein Ding. Aber dann bin ich irgendwie reingerutscht. Die TZ hat auch nie den Anspruch erhoben, dass man besonders fromm und religiös sein muss, sondern einfach offen und interessiert an der Thematik.

Julia Heilig: Ja, genau so ist es. Ich bin bekenntnislos und nicht mit Religion oder Glaube aufgewachsen. Die TZ war einfach die Gelegenheit, sich mit diesen Themen auch im Studium nochmal auseinanderzusetzen. Spannend an der TZ war immer, andere Meinungen zu hören. Durch die semesterübergreifende Organisation hat man viel mitgekriegt, was für ein Standing andere Studentinnen und Studenten am Ende des Studiums hatten. Da weitet sich der Blick. Andererseits bin ich auch echt davon beeindruckt, was die „jungen“ in der TZ für Beiträge bringen. Von diesem Austausch, auch mit den anderen Studiengängen, habe ich sehr profitiert.

Hannah Schöpf: Das Diskutieren mit anderen Leuten, das hat einfach wahnsinnig Spaß gemacht. Ich hätte nie Lust auf ein Fernstudium gehabt, wo man nie direkt in Austausch kommt. Und den Praxisbezug durch die Gastreferentinnen und Gast-

referenten in den Seminaren fand ich auch immer gut. So habe ich die Vielseitigkeit in der Kirche, von Religion kennengelernt: Ich war vorher noch nie im Kloster oder beim Katholikentag, ich kannte keinen Bibliolog oder einen Krimigottesdienst. Man kann so viel draus machen, das habe ich gesehen. Es war auch schön, wenn es zur Abwechslung mal nicht komisch war, sich als katholisch und gläubig zu outen. Man wird voll so akzeptiert, wie man ist ...

Julia Heilig: ... und ich habe die Erfahrung gemacht, dass die, die glauben, so sind wie ich! Man steht am gleichen Punkt im Leben, im Studium als Lebensabschnitt, und ist da irgendwie auf dem gleichen Stand und geht das gemeinsam an, im geschützten Hochschulrahmen. Man konnte das Angebot der TZ einfach mitnehmen, ganz niedrigschwellig und offen. Jetzt hatte ich ein Semester ohne TZ-Veranstaltungen und fand das ganz komisch, der Austausch fehlt mir total!

Hannah Schöpf: Hast du das Gefühl, die TZ hat dir auch was für die Praxis als Sozialarbeiterin gebracht?

Julia Heilig: Ich meine, ich bin sensibler geworden für Religiosität überhaupt. Ich verstehe jetzt besser, was für eine große Rolle der Glaube für Menschen spielen kann, auch, wenn das auf den ersten Blick gar nicht so scheint. Das kann wichtig für zum Beispiel die Gestaltung des Tagesablaufs in einer Einrichtung sein, wenn dort Menschen verschiedener Religion zusammenleben. Glaube kann auch eine wichtige Ressource für Menschen sein.

Hannah Schöpf: Ich glaube auch, dass die Auseinandersetzung mit Religion wichtig ist. Wir werden immer mehr mit einer globalisierten Welt konfrontiert, mit Menschen, die einen anderen Glauben haben. Wir gestalten vielleicht einfach eine Weihnachtsfeier, da muss ich mich doch vorher fragen: Wer glaubt das noch? Ist es z. B. bei der Arbeit mit Kindern oder Jugendlichen den Eltern recht? Das wird total oft einfach so gemacht, ohne dass jemand gefragt wird.

Julia Heilig: ... oder andersherum, dass man auch Feste anderer Religionen kennt und mitfeiert. Das weitet den Blick und ist integrativ. So hat niemand das Gefühl, dass seine Lebenswelt von zuhause in einer Einrichtung ausgeschlossen wird. Das verhindert das Entstehen von getrennten Welten.

Hannah Schöpf: Was mir in der TZ noch einmal besonders aufgegangen ist, war, dass viele Aspekte in der Sozialen Arbeit eine Füllung brauchen, z. B. die Rede von Werten oder von der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession. Auch wenn z. B. Staub-Bernasconi betont, dass wir etwas Universelles brauchen, auf das wir uns einigen können, wie eben die Menschenrechte, ist das immer gebunden an eine Füllung auf der konkreten Ebene und damit zum Beispiel durch ein christlich geprägtes Verständnis.

Julia Heilig: Das sieht man zum Beispiel an so einem klassischen Begriff wie der Nächstenliebe. Wenn man es von diesem Impuls her betrachtet, ist das Christentum eng mit der Sozialen Arbeit verbunden, nah an der Auseinandersetzung mit Werten und nah am Menschen – wenn man es so lebt.

Hannah Schöpf: Die Hingebung an die Armen ist nicht mein Motiv gewesen ist, Soziale Arbeit zu studieren. Allerdings andersrum betrachtet: Als Sozialpädagogin geh ich in die Praxis als ganzer Mensch hinein, mit meiner Religion und meinem Glauben, und das habe ich mit der TZ schon nochmal explizit erkannt. Früher habe ich gerade Glaubensdinge eher nicht hinterfragt und einfach so hingenommen. Durch die TZ bin ich kritischer geworden, habe viele meiner Vorstellungen reflektiert, das geht von der Göttlichkeit Jesu bis zum Verständnis von Kindererziehung. Da hatte ich im TZ-Seminar ‚Rabenmütter – Vätermonat – Kindeswohl‘ echt ein Schlüsselerlebnis. Und aus meiner eigenen Erfahrung der Reflexion kann ich auch meinen Klientinnen und Klienten mehr Raum lassen zur Selbstreflexion und zur eigenen Entscheidung.

Julia Heilig: Für die Praxis als Sozialarbeiterin habe ich für die ethischen Entscheidungen auch gemerkt: nur Schwarz-Weiß gibt es nicht.

Hannah Schöpf: Was es manchmal noch komplexer macht, wenn es eben nicht so einfach Schwarz-Weiß sein kann. Manche Inhalte haben mich auch, das muss ich sagen, desillusioniert – etwa die Diskussionen um das Menschsein und die Göttlichkeit Jesu oder die Trinität über Jahrhunderte, das habe ich zuvor als gegeben hingenommen und einfach geglaubt. Da musste ich schon schlucken. Ich bin, man könnte fast sagen, auch in eine Glaubenskrise gekommen. Nie hatte ich mir darüber Gedanken gemacht, über das, was man eigentlich schon wissen sollte.

Julia Heilig: Ich bin ganz säkular aufgewachsen. Es hat mich beschäftigt, wie man so fest an etwas glauben kann, was man nicht selbst gesehen, angefasst hat – da braucht es für mich so eine Art Sprung in den Glauben. Vielleicht ist es gar nicht so unterschiedlich, das aus meinem Kontext zu hinterfragen wie aus einem unreflektierten Kinderglauben heraus. Mein Mann ist zum Beispiel katholisch und stellt vieles nicht in Frage, das wird einfach so gemacht. Ich habe mir gedacht, das müsste man doch eigentlich wissen, wenn man katholisch ist.

Hannah Schöpf: Ich habe mich auch gefragt, wie kann ich es erklären, warum ich eigentlich katholisch bin. Ich befürchte, ich kann's aber jetzt immer noch nicht ganz.

Julia Heilig: Naja, ich muss sagen, ich habe bekenntnislos mit der TZ angefangen, jetzt heirate ich katholisch! Tatsächlich hat mich die TZ im Privatleben total bereichert, die Dinge zu verstehen, mitgehen zu können. Ohne die TZ hätte für mich diese persönliche Auseinandersetzung nicht so stattgefunden oder zumindest nicht in dem Ausmaß. Aber es bestehen schon viele Vorurteile gegen Kirche, in einer Zeit der Missstände wie jetzt. Dennoch: Es gibt auch viele Ressourcen, die man in die Soziale Arbeit mitnehmen kann.

Hannah Schöpf: Das habe ich vor allem beim Thema Kirchenasyl gesehen: welche Rolle und welchen Einfluss die Kirche hier haben kann. Sie ist die Instanz der letzten Hoffnung. Es ist voll wichtig, dass wir als Sozialarbeiterinnen und -arbeiter in unseren Aufgaben die Verknüpfung zur Kirche zeigen. Weil das was Positives ist, was Kirche hier macht. Soziale Arbeit der Kirche wird ja oft abgekoppelt betrachtet. Es wird nicht wahrgenommen, dass zum Beispiel die Caritas zur Kirche gehört. Über meine Arbeit kann ich positive Erfahrungen mit der Kirche vermitteln.

Julia Heilig: Aber nicht mit dem Zeigefinger, sondern indem ich Verbindungen zur Sozialen Arbeit herstellen, wo es sich anbietet. Würdest du die die TZ weiterempfehlen?

Hannah Schöpf: Was schon geschlaucht hat, waren die vielen Hausarbeiten!

Julia Heilig: Die TZ braucht schon Leistungsbereitschaft, da hast du recht. Aber der Leistungsanspruch ist schon auch gut. Das zeigt, dass es eine ernsthafte Sache ist. Obwohl ich sagen muss, dass ich die TZ nicht wegen der Scheine gemacht habe. Am Ende ist es nun ein Mehrwert, dass ich ein Zertifikat bekomme, das vielleicht ein Vorteil bei konfessionellen Trägern ist: Schaut, ich bin zwar nicht katholisch, aber ich habe mich damit auseinandergesetzt. Aber im Prinzip ging es mir um mich persönlich.

Hannah Schöpf: Die TZ hat mich schon geprägt, das muss ich sagen. Jetzt müsste die TZ noch weitergehen. Weil ich immer noch so viel nicht weiß. An Fronleichnam, zum Beispiel, was wird denn da genau gefeiert?

Julia Heilig: Ja, TZ lebenslanglich, das wär's! Dass man den Raum behält, sich austauschen zu dürfen. Ich freue mich jetzt schon, auf das erste TZ-Alumni-Treffen!

Das Interview führte Prof. Dr. Anna Noweck.



Katholische
Stiftungshochschule
München
University of Applied Sciences



Theologische Zusatzqualifikation
München

Besuch aus Down Under: Die KSH München initiiert erstmals eine internationale Summerschool

Unter der Leitung von Ralf Gaus, Professor für Religionspädagogik am Campus Benediktbeuern, realisierte die Hochschule erstmals eine „Summerschool“. Das Lernformat, das in der hochschulischen Ausbildung an Bedeutung gewinnt, rückte die Kirche, ihre Verantwortung und ihre Maßnahmen in der Umsetzung der UN- Sustainability Development Goals (SDGs) in den Vordergrund. Vorträge, Führungen, Vorlesungen und Besuche einschlägiger Institutionen: Das vielseitige Programm ermöglichte die intensive Auseinandersetzung mit dem Thema und ließ aber auch ausreichend Platz für Vernetzung und freundschaftlichen Austausch.

Studierende aus Australien und Deutschland in einem gemeinsamen Lernprogramm: An der KSH München fand im Juli 2019 erstmals – mit positiver Resonanz – eine Summerschool zum Thema „UN Sustainability Development Goals and Church Engagement in Global Politics: Approaches and Actions“ statt. Initiator war Prof. Dr. Ralf Gaus, der sein Forschungsfreisemester (Juli 2018 – Februar 2019) an der Australian Catholic University (ACU) in Melbourne am Institute for Religion and Critical Inquiry verbrachte. „Am Campus Benediktbeuern sind wir sehr daran interessiert, unsere Angebote für internationale Studierende auszubauen. Was lag also näher, als meinen bestehenden Hochschulkontakt zu Australien zu nutzen, um mit den Verantwortlichen an den ACU-Campusstandorten Melbourne, Sydney und Brisbane über studentischen und akademischen Austausch zu sprechen?“

Professor Ralf Gaus, der zu diesem Zeitpunkt bereits eine deutschsprachige Summerschool am Campus Benediktbeuern geplant hatte, beschloss, das Fortbildungsformat für Studierende aus Australien zu öffnen: „So entstand die Idee einer ‚International Summerschool‘, die in Kooperation mit der ACU und der Hochschule Augsburg realisiert werden konnte.“ Mit Voranschreiten der inhaltlichen und organisatorischen Planungen signalisierten die australischen Kolleginnen und Kollegen zunehmend ihre Bereitschaft, das Projekt zu unterstützen – und ihre Studierenden für das Sommerprogramm zu gewinnen. Durch den kollegialen Kontakt zu Prof. Dr. Tanja Kleibl, die an der Hochschule Augsburg lehrt, meldeten sich, neben den Frauen und Männern aus „Down Under“ auch Augsburger Studierende an. Unterstützt von Andrea Gavrilina, Leitung International Office, wurden zudem Studentinnen und Studenten des Trinity College Dublin und des St. Patrick’s College in Maynooth (beide in Irland) eingeladen. Aus Maynooth meldeten sich zunächst vier Personen an, die ihre Teilnahme dann aber kurzfristig absagen mussten.

Das inhaltliche Programm: vielschichtig und mit theologischer Perspektive

An der neuntägigen Summerschool und ihren vielfältigen Veranstaltungsorten in München, Benediktbeuern und in der Bundeshauptstadt Berlin nahmen letztendlich 28 Studentinnen und Studenten teil, zehn davon aus Australien, vier aus Augsburg und 14 von der KSH München. Neben Sozialer Arbeit und Religionspädagogik, studierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch Volkswirtschaftslehre, Dramaturgie oder bildeten sich für Grundschullehramt aus. Das Interesse am Summerschool-Thema „UN Sustainability Development Goals and Church Engagement in Global Politics: Approaches and Actions“ war an den neuen Tagen ungebrochen groß: Das zeigte sich auch, an den regen Diskussionen, die in den Vorlesungen zu unterschiedlichen Disziplinen wie Klimaforschung, Ethik, Sozialer Arbeit oder



Auf ein nächstes Mal: Die positiven Stimmen zur ersten Summerschool unter der Leitung von Prof. Dr. Ralf Gaus am Campus Benediktbeuern geben Anlass, das internationale Lernformat fortzuführen.

Theologie an der KSH München stattfanden. Zum inhaltlichen Programm gehörte auch die Auseinandersetzung mit spezifischen Themen wie „Nachhaltigkeit als politisches und theologisches Prinzip“, „Heimat und Flucht: Zu einer Theologie von Fremdsein und Migration“ oder dem Klimawandel und seinen sozialen Folgen für das Zusammenleben. In Berlin angekommen, wurden die Studierenden in zwei Gruppen von je einem Flüchtling durch Berlin geführt, die „ihr“ Berlin zeigten und über ihre bisherigen Erfahrungen in der Bundeshauptstadt berichteten. Auch fand ein Treffen mit „Engagement Global“ statt, die Summerschool freundlicherweise mitfinanzierten. An den zwei Tagen darauf stand der Besuch der Hilfswerke „Misereor“, „Brot für die Welt“ und dem „Jesuiten Flüchtlingsdienst Deutschland“ auf dem Programm; zudem berichtete die Parlamentarische Staatssekretärin Dr. Maria Flachsbarth über den Einfluss und die Prioritäten des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) in Bezug auf die Umsetzung der „Agenda 2030“. „Aufgrund unserer thematischen Ausrichtung auf die Kirche und ihr globales Engagement in der Umsetzung der SDGs, be-

schäftigten wir uns vor allem auch mit den theologischen Hintergründen von Nachhaltigkeit und mit den Themen Migration und Flucht aus einer biblischen, theologischen Perspektive“, erklärt Prof. Dr. Ralf Gaus.

Im Thema verankert: die Verantwortung, die Christinnen und Christen tragen

Der thematische Schwerpunkt der Summerschool entwickelte sich im gemeinsamen Gespräch mit den Leiterinnen und Leitern der Referate Weltkirche in den bayerischen Diözesen. „Als Christinnen und Christen haben wir eine Weltverantwortung für die Schöpfung und für die ärmsten Menschen. Wir sind aufgerufen, uns aktiv für eine gerechtere Welt einzusetzen. Papst Franziskus verweist mit seinen verschiedenen Schriften immer wieder darauf, z. B. im apostolischen Schreiben Evangelii Gaudium. Daher ist es mir ein Anliegen, dass sich Studierende der Religionspädagogik und Sozialen Arbeit mit den Themen einer nachhaltigen Entwicklung auseinandersetzen – mit Fokus auf dem, was die Kirche bereits leistet, aber auch auf den Maßnahmen, die jeder Einzelne beitragen kann.“



Die vier Studierenden aus Augsburg mit ihrer Professorin Dr. Tanja Kleibl.

Bereits in der Ideenphase wurden rechtliche Belange berücksichtigt, denn ein gebührenfreies Studium an der ACU funktioniert für deutsche Studentinnen und Studenten nur im Austausch. „Da aber australische Studierende bisher eher selten für ein Semester nach Deutschland kommen und schon gar nicht an einen Ort, den sie geografisch nicht kennen, prüften wir die Möglichkeit einer Short-Term-Version.“



Die 10 Australierinnen und Australier brachten viel Motivation und Interesse an dem Austausch mit.

Das Lernformat „Summerschool“: ein Gewinn für alle Beteiligten

Die Summerschool im Juli 2019 war auf Anhieb ein voller Erfolg, für die Teilnehmer und für die Hochschule. Die KSH München konnte sich den ausländischen Studierenden in einer vergleichsweise kurzen Zeit als potenzieller Studienort präsentieren: sie lernten die Hochschule mit ihren Bereichen, ihren beiden Standorten, Dozierenden und Studierende kennen, ohne sich für ein ganzes Semester oder ein Auslandsjahr binden zu müssen. In den neun Tagen gelang es, sich einen ersten kulturellen Eindruck von Deutschland zu verschaffen – und die gemeinsame Haidhausen-Tour oder der gesellige Grillabend auf dem Klostergelände in Benediktbeuern trugen zu einem positiven Gefühl für den jeweiligen Ort bei. „Ich bin mir sicher, dass wir die Australierinnen und Australier nun sehr viel leichter für ein weiterführendes Studienangebot an der KSH München gewinnen könnten“, sagt Ralf Gaus.

Summer- oder Winterschools sind eine sehr gute Gelegenheit, aus dem eigenen kulturellen Umfeld für eine begrenzte Zeit auszusteigen und andere Herangehens- und Denkweisen kennenzulernen. Das Thema der Summerschool war zwar international ausgerichtet, dennoch fand die Auseinandersetzung mit dem Thema vorrangig in deutschen Institutionen statt – für die Australierinnen und Australier bedeutete dies ein Perspektivenwechsel. Und neben all der inhaltlichen Arbeit, die in den neun Tagen mit viel Einsatz und Engagement geleistet wurde, bewährte sich dieses Lernformat durch hohe Interaktion und Peer Learning: Die Studierenden gestalteten diese Tage gemeinsam, sie tauschen sich zu verschiedensten Themen aus, es entstanden Freundschaften, interkulturelle Kompetenzen im Umgang miteinander wurden gefördert, zudem öffneten sich neue Weltansichten. „Die Summerschool hat immer wieder gezeigt, dass man auch anders denken und Probleme anders bewerten und lösen kann“, erklärt Prof. Dr. Gaus. „Ich hoffe sehr, dass sich die internationalen Freundschaften bewähren und der ein oder andere sich vielleicht sogar dazu entscheidet, an einer ausländischen Hochschule zu studieren.“ Sich auszutauschen und gegenseitig besser kennen zu lernen, so resümierten im Nachgang auch eine australische Studentin und ein KSH-Student aus Benediktbeuern, sei immer eine Bereicherung – und Professor Ralf Gaus spricht bereits jetzt von einer Fortsetzung.

Beitrag: Sibylle Thiede
Statements Studierende und Bildquelle:
Dr. Alexandra Hessler

Wir waren schon in Australien auf Reisen und hatten daher einen Bezug zum Land. Wir haben auf viel Austausch mit den australischen Studierenden gehofft und darauf, vielleicht über diese Kontakte auch einmal einen Austausch an eine australische Universität machen zu können – denn das wäre etwas völlig anderes als Reisen! Wir studieren beide Soziale Arbeit und genießen die gemeinsame Zeit mit Studentinnen und Studenten anderer Hochschulen. Zwei Nächte haben wir sogar in einem 12er-Schlafsaal verbracht und haben uns dadurch schon sehr gut kennen gelernt! Wir würden es jederzeit wieder machen...

Augsburg und Benediktbeuern:
Lauren Rehfeldt und Marina Koller,
Hochschule Augsburg

Ich wollte vor allem teilnehmen, um mein Englisch zu verbessern. Es gab nicht so viele Plätze und ich habe mich sehr über die Zusage gefreut, denn Austausch ist immer bereichernd. Auch wenn ich eigentlich Soziale Arbeit studiere und „nur“ die Theologische Zusatzausbildung mache, finde ich die Themen sehr spannend und interessant. Natürlich ist es etwas schwierig zu folgen, wenn es zu tief in theologische Spezialthemen vordringt. Aber wie schon gesagt: insgesamt ist vor allem der Austausch bereichernd.

Nicolas Funke, KSH München

Teilnehmerinnen und Teilnehmer im O-Ton

© Adobe Stock / Alois



I was very interested in the topic of the summerschool. The lectures are very interesting and fit perfectly to my studies at the ACU. My study time is almost over so I wanted to seize the opportunity to do a trip to a foreign university. I already wrote pages and pages full with input about all these interesting topics like for example "Theology and Migration". I am really jealous of the KSH in Benediktbeuern. All these old buildings with their fantastic architecture! In Australia we don't have many old buildings and of course nothing compared to this place.

Ashley Mitcham, ACU Melbourne

I wanted to come here to combine my areas of interest: theology, social studies and getting to know social workers in a foreign country. I knew the Global Goals, the SDGs, but I wasn't very familiar with them. So it was the topic of the summerschool that I found very interesting, but also to get in touch with students here. It is very nice to see the interaction between students here. They are all very close, almost like a family. Of course it's only a very small university – compared to ACU that is one of the biggest universities in the southern hemisphere – and I think it's unfair they can't do academic research here before they pass different exams.

Liam McGovern, ACU Sydney

Mit Mitteln des



Am besten, ein Leben lang singen

Bundesweit steigen die Chorgründungen für Ältere. Auch an der KSH München spiegelt sich die wachsende Bedeutung des Themas.

Kai Koch, Professor für Musikpädagogik in der Sozialen Arbeit an der KSH München, hat einen besonderen Blick auf den demografischen Wandel. Einer seiner Arbeits- und Forschungsschwerpunkte ist die sogenannte Musikgeragogik, die sich mit musikalischer Bildung im Alter beschäftigt. „Die Bandbreite der Angebote, im Alter zu singen, ist riesengroß. Das reicht vom gemeinsamen Singen in Alteinrichtungen bis hin zu Seniorenchören. Gerade das Chorsingen nimmt an Bedeutung zu.“ Das zeigt sich an den Zahlen: Die Chorgründungen für Ältere werden bundesweit mehr. „Während viele bestehende Chöre altern und Nachwuchssorgen haben, kennen explizite Chöre für Ältere dieses Problem nicht. Das sind altershomogene Gruppen mit einer klaren Zielgruppe.“



Das musikalische Engagement der Älteren ist aus wissenschaftlicher Sicht zu begrüßen: Die Vorteile des Singens im Alter sind gut erforscht. Viele Studien belegen den Nutzen, die so genannten „Benefits“: „Singen ist nachweislich körperlich gesund, gut für die kognitiven Fähigkeiten und das emotionale Wohlbefinden, und es stärkt das Selbstbewusstsein“, sagt Prof. Dr. Kai Koch. „Das gemeinsame Singen im Chor ist auch eine tolle Möglichkeit, kulturelle und soziale Teilhabe zu sichern. Die Rückmeldungen, die ich von Älteren erhalte, sind oft sehr berührend. Einige haben wenige soziale Kontakte. Durch den Chor kommen sie mit anderen zusammen. Manche warten die ganze Woche auf die gemeinsamen Proben.“ Die vielen Chorgründungen sieht der Musikpädagoge sehr positiv: „Das kann man nicht hoch genug schätzen, wieviel da gerade passiert, und das, obwohl es nur bedingt gefördert wird. Viel lebt vom Engagement und von ehrenamtlicher Mitarbeit Einzelner.“

Warum gerade die Chöre für Ältere so großen Zulauf haben, ist einer der Forschungsfragen, denen sich der KSH-Professor in nächster Zeit widmen möchte. Während sonst vielfach die Tendenz herrscht, sich möglichst lange jung zeigen zu wollen, besteht offenbar keine Scheu, gemeinsam mit Älteren zu singen. „Viele Chöre umschiffen das Thema Alter jedoch bewusst, nennen sich zum Beispiel Silver Singers“, ist Kochs Erfahrung. Andere führen das Wort „Senior“ stolz im Titel, verbinden damit dann aber häufig eher die Bedeutung des erfahrenen Seniors als die des höheren Seniorenalters.

Der demografische Wandel zeigt sich auch im Repertoire

„Die meisten singen von Kindheit an“, sagt Kai Koch über die Zielgruppe. „Manche machen eine längere Pause, was häufig mit der Familiengründung und zunehmenden beruflichen Verpflichtung zusammenfällt, und fangen im Alter wieder an.“ Und andere seien dabei, die vom Singen schon „recht gebeutelt wurden“, weil ihnen etwa in der Kindheit immer gesagt wurde „Du kannst ja gar nicht singen“ – was sie dann spätestens mit der Teilnahme im Chor widerlegen. Der Zugang sei meist sehr niederschwellig.

Aus der Sicht der Chorleitung sind bei älteren Chören einige Besonderheiten zu beachten. „Singen geht mit jeder Zielgruppe. Die Herausforderungen sind bei einem Seniorenchor nur anders. Es gibt viele Stellschrauben, die man im Vorfeld bedenken muss.“ Das gilt etwa für die Repertoireauswahl, bei der zu berücksichtigen ist, dass die Stimmen sich altersbedingt ändern – wobei der Zeitpunkt individuell verschieden ist – und in der Regel die weiblichen Sängerinnen in der Überzahl sind. Auch methodisch und organisatorisch müssen die Chorleitungen auf das Alter der Sängerinnen und Sänger Rücksicht nehmen, etwa bei der Tageszeit und dem Ort fürs Proben. Auf der Webseite „www.singen-im-alter.de“, die Kai Koch als Mitglied im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Musikgeragogik verantwortet, werden Notenrezensionen und Informationen für die Praxis allgemein zugänglich zur Verfügung gestellt. „Der demografische Wandel zeigt sich auch am Repertoire, das sich schnell ändert“, sagt Prof. Dr. Koch. So singen Chöre für Ältere inzwischen häufig Rock- und Popsongs. „Noch wollen viele Volkslieder singen, aber in zehn, zwanzig Jahren wird das ganz anders aussehen.“

Den Studierenden das Knowhow vermitteln

In der Sozialen Arbeit spielt das Singen zum Beispiel auch bei der Betreuung Demenzkranker eine wichtige Rolle. „Beim Singen ist immer der biografische Ansatz zentral, auch bei Älteren mit Demenz. Singen und Lieder sind oft noch memoriert, wenn bereits vieles andere vergessen ist.“ Gemeinsam mit Bernd Reuschenbach, Professor für Pflegewissenschaft und Gerontologie an der KSH München, etabliert Kai Koch gerade an verschiedenen Standorten so genannte Demenzkonzerte. „Das Tolle daran ist auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Alteinrichtungen, Theatern und Musikpädagogik“. Im Team gilt es viel zu berücksichtigen, was nicht nur Repertoire-Auswahl, sondern auch organisatorische Fragen betrifft, wie die Betreuung der Zuhörerschaft während des Konzerts.

In seinen Seminaren bringt Kai Koch den Studierenden auch die musikpädagogische Expertise für das intergenerative Singen nahe, also das gemeinsame Singen unterschiedlicher Generationen. Im Wintersemester 2019/20 entwickeln Seminarteilnehmende als Praxisarbeit ein Singangebot für das Altenservicezentrum Haidhausen. Das Ergebnis wird ein Konzert im Advent sein. Den Studierenden bringt der KSH-Professor damit mehr als das Handwerkszeug bei. „Chorleitung ist eine große Bereicherung fürs Leben“, sagt Kai Koch. „Wenn man weiß, was man anderen damit für ein Geschenk machen kann, ist das sehr erfüllend.“

Kontakt:

Prof. Dr. Kai Koch
E-Mail: kai.koch@ksh-m.de

Mehr zum Thema:

www.singen-im-alter.de

Beitrag: Nicola Holzapfel

Gemeinsam singen an der KSH

Zum Wintersemester 2018/19 hat Kai Koch den Hochschulchor „Chorrekt“ gegründet. „Ein Chor bereichert das Hochschulleben. Es ist eine tolle Möglichkeit, sich kulturell zu treffen, und kann einen schönen Beitrag in der Außenwirkung der Hochschule leisten“, sagt Prof. Dr. Kai Koch über seine Initiative. Seine Idee ist auf große Resonanz gestoßen: Der Chor, zu dem 40 Studierende, Dozierende, Mitarbeitende und Externe zählen, hatte bereits mehrere Auftritte und neben den Semesterkonzerten auch ein Konzert in der JVA Stadelheim gegeben. „Das war eine ganz neue Erfahrung“, wie Kai Koch sagt und kam sehr gut an: „Der Applaus war nach jedem Stück riesig. Wir sollten sogar mehrere Zugaben geben.“ Inzwischen ist aus dem Chor auch die Band „EnsemblOrange“ hervorgegangen.

Mehr Informationen zum Hochschulchor Chorrekt: <https://www.ksh-muenchen.de/hochschule/campus-muenchen/einrichtungen-muenchen/hochschulchor-chorrekt/>

Literaturtipps zum Thema:

Brand, M. & Kull, A. (2019). Singen im Seniorenchor als selbstbewusstes Markenzeichen. In: Musik & Gottesdienst (Schweiz), 3/19, S. 15–20.

Koch, K. (2017). Seniorenchorleitung. Empirische Studien zur Chorarbeit mit älteren Erwachsenen. Münster: LIT

Koch, K. (Hrsg.) (2019 i.V.). Handbuch Seniorenchorleitung. Kassel: Bosse.

Leibold, D. (2009). Grundsätzliches zur Probendidaktik mit Senioren(chören). In: P. Ammer, K. Brecht, D. Leibold & A. Scheirle (Hrsg.), Weitersingen! Chorleiterband (S. XII–XVI). Stuttgart: Carus.

Das Menschen-Recht auf Seenotrettung



© AdobeStock_songpholt

Die Seenotrettung von Flüchtenden ist nicht nur unser Auftrag und ein Akt der Barmherzigkeit, sondern auch ein Menschenrecht, das ausdrücklich im internationalen Seerecht verankert ist. Prof. Dr. Susanne Nothhafft, Professorin für Recht in der Sozialen Arbeit an der KSH München, ordnet die aktuellen Vorzeichen der Seenotrettung, speziell auf dem Mittelmeer, wissenschaftlich und rechtlich ein.

Die erste Reise außerhalb Roms nach Antritt des Pontifikats führt Papst Franziskus im Juli 2013 nach Lampedusa. Im Oktober 2013 waren vor der italienischen Mittelmeerinsel mindestens 366 vor allem aus Somalia und Eritrea stammende Flüchtende ertrunken, als ihr Boot Feuer fing und kenterte. Papst Franziskus legt damit den Finger in die Wunde Europas – einer vielbeschworenen Wertegemeinschaft, die es zulässt, dass das Mittelmeer zur gefährlichsten Außengrenze der Europäischen Union geworden ist: Am 19. April 2015 ertrinken an einem Tag mehr als 700 Menschen im Mittelmeer. Im gesamten Jahr 2015 werden es nach Angaben der Internationalen Organisation für Migration (IOM) 4.054 ertrunkene Flüchtende sein. Im Jahr 2016 ertrinken 5.143 Menschen. Im Jahr 2017 sind es 3.139 und im Jahr 2018

2.299 von der IOM registrierte Todesfälle auf dem Mittelmeer. Das ganze Ausmaß der Tragödie wird deutlich, wenn man die Zahl der ertrunkenen Flüchtenden mit der Zahl derer in Beziehung setzt, die eine Flucht übers Mittelmeer überleben: Im Jahr 2016 ertrinken 1,4% der Aufbrechenden bei dieser Überfahrt. 2018 kommen weniger Menschen mit dem Boot in Europa an, dabei verlieren aber relativ mehr Flüchtende ihr Leben – nämlich 1,9% der Menschen in den Booten. Das heißt, dass die Flucht über das Mittelmeer in den letzten Jahren gefährlicher geworden ist, das Risiko zu Tode zu kommen höher. Laut UNHCR und seiner Central Mediterranean Sea Initiative stammen über 75% der auf diese Weise Schutzsuchenden aus Kriegs- und Krisengebieten – sie haben also gute Gründe zu fliehen.

Das Europäische Grenzregime oder „doing border in Europe“

Seit Beginn des Khartoum Prozesses im November 2014 hat sich durch die EU-Horn of Africa Migration Route Initiative insbesondere auf der zentralen Mittelmeerroute das Zusammenspiel der Akteurinnen und Akteure verändert. Ein Beschluss des Europäischen Rats vom 23.04.2015 skizziert u. a. folgende Bausteine europäischer Grenzpolitik am Mittelmeer: Militärische Einsätze gegen vermeintliche Schlepperboote (EUNAVFOR Med), die Aufrüstung der Grenzagentur Frontex, eine mögliche Einbindung nordafrikanischer Staaten um Flüchtlingsboote abzufangen, eine Intensivierung der Rückübernahmeabkommen zwischen der EU und afrikanischen Staaten und die mögliche Auslagerung der Asylverfahren in Transitlager auf dem afrikanischen Kontinent. Dieses Grenzregime wurde in den European Council Conclusions vom Juni 2018 bestätigt. Auf dem Mittelmeer bewegen sich nun mit den Flüchtenden die Schlepper, die nationalen Küstenwachen, Triton als Teil der europäischen Grenzschutzagentur Frontex und die libysche Küstenwache.

Von Oktober 2013 bis Ende 2014 waren durch die italienische Operation Mare Nostrum über 130.000 Flüchtlinge im zentralen Mittelmeer gerettet worden. Diese Rettungsoperation wurde eingestellt, weil die europäischen Regierungen sich strikt geweigert hatten, Mittel zur Verfügung zu stellen, um Mare Nostrum in eine europäische Seenotrettung zu überführen und Italien finanziell zu entlasten. Mare Nostrum war vorrangig eine Seenotrettungsoperation. Bei Triton liegt der Fokus liegt auf einer Kontrolle der europäischen Außengrenzen und der Bekämpfung organisierter transnationaler Kriminalität. Die Seenotrettung stellt demnach nur mehr eine „situationsbedingte Nebentätigkeit“ dar. Zudem wurde das Einsatzgebiet verkleinert: Während Mare Nostrum bis in die libyschen Gewässer Rettungsaktionen vornahm, patrouillieren die Schiffe der Triton Mission nur bis etwa 30 Seemeilen vor der italienischen Küste und vor Lampedusa.

Die sich dadurch öffnende Lücke in der Rettung von in Seenot geratenen Booten, die zu einem Anstieg nicht nur der absoluten, sondern auch der relativen Zahl von Todesfällen geführt hat, wurde durch zivilgesellschaftliche Initiativen der Seenotrettung versucht zu schließen. Der UNHCR schätzt, dass bis 2017 etwa 40 Prozent der Seenotrettungseinsätze auf dem Mittelmeer von NGOs geleistet wurden. Dieses informelle Agreement wurde 2018 von den Mitgliedsstaaten der Europäischen Union aufgekündigt. Mehrere europäische Küstenländer begannen damit, zivilen Rettungsschiffen oder Handelsschiffen die Anlandung nicht zu erlauben, so dass die aus Seenot Geborgenen unter prekären Bedingungen tagelang auf den Schiffen ausharren mussten, bevor sich dann doch europäischen Staaten breit erklärt hatten, sie aufzunehmen und damit ein Verlassen der Schiffe möglich wurde. Parallel dazu hatte die libysche Küstenwache (SRR) mit ihrer durch die EU unterstützten Formalisierung seit Mitte 2018 den größeren Anteil der Seenotrettungsaktionen übernommen. Problematisch ist dabei jedoch, dass laut UNHCR 85 Prozent der durch die SRR aus Seenot Geretteten nach Libyen zurückgebracht wurden. Zudem gibt es Berichte über Fälle, in denen die Bergung Schiffbrüchiger durch Handelsschiffe oder zivile Rettungsschiffe erfolgt war und die libysche Küstenwache dann die Übergabe dieser Geretteten erzwungen hatte. Seit dieser Zeit äußerte der UNHCR mehrfach „serious concerns“ über die Zusammenarbeit mit der libyschen SRR im Hinblick auf die Einhaltung internationaler Schutzstandards. Ende Dezember 2018 hat der UNHCR in seinem Bericht „Desperate and Dangerous: Report on the human rights situation of migrants and refugees in Libya“ veröffentlicht: „Migrants and refugees suffer unimaginable horrors during their transit through and stay in Libya. From the moment they step onto Libyan soil, they become vulnerable to unlawful killings, torture and other ill-treatment, arbitrary detention and unlawful deprivation of liberty, rape and other forms of sexual and gender-based violence, slavery



and forced labour, extortion and exploitation by both State and non-State actors.” Welchen Preis also lassen Europäische Länder die Menschen zahlen, die sich auf eine Flucht übers Mittelmeer begeben? „Doing border“ heißt auf Europäisch: border control und migration management. Die EU richtet ihre Frontex-Missionen auf Schlepper-Bekämpfung anstelle von Seenotrettung. Migrationsbewegungen werden durch Migrationspartnerschaften beantwortet, die mit Ländern wie Äthiopien, Sudan, Eritrea, Süd Sudan, Somalia, Djibouti und Kenia sowie mit den Transitländern Libyen, Ägypten und Tunesien geschlossen werden. Nur wenige davon sind Demokratien oder auf den Weg dorthin. Viele haben eine so schlechte Menschenrechtsbilanz, dass, wie z. B. im Fall von Eritrea, die Asylanerkenntnisquote im Jahr 2018 über 70% betrug. Danach gefragt, bemerkt der EU-Kommissar für Inneres und Migration, Dimitris Avramopoulos in einem Interview mit Monitor im Jahr 2015: „Wir sind uns der Tatsache bewusst, dass wir es dabei mit autoritären Regimen zu tun haben, mit Diktaturen. [...] Aber sie bekommen von uns keine politische oder demokratische Legitimation. Wir konfrontieren sie nur mit ihrer Verantwortung.“ So werden aus Verfolgerstaaten Bündnispartner.

Das inzwischen gängige Argument, dass die NGOs den Schleppern ihr Handwerk leichtmachen und mit so genanntem „Gutmenschentum“ deren Gewinne erhöhen, wird nicht richtig, nur, weil es häufig verwendet wird. Menschen fliehen aus Kriegsgebieten nicht, weil es Schlepper gibt, sondern weil sie um ihr Leben und das ihrer Familie fürchten. Der relativ größte Anstieg an Fluchtbewegungen über das Mittelmeer war von 2014 auf 2015 zu verzeichnen – also zu einer Zeit als Mare Nostrum gerade beendet war und die zivile Seenotrettung sich im Mittelmeer noch gar nicht etabliert hatte. Diese Tragödien des Jahres 2015 auf dem Mittelmeer waren vielmehr der Auslöser für die unterschiedlichen Initiativen der zivilen Seenotrettung. Darüber hinaus sollte nicht vergessen werden, dass die Europäische Union selbst mit der Richtlinie des Rates der Europäischen Union 2001/51/EC im Juni 2001 die Möglichkeit sicherer und weitgehend schlepper-freier Fluchtwege durch die Implementierung so genannter „carrier sanctions“ ausgeschlossen hat. Diese verlangen von den Mitgliedsstaaten die Schaffung von Sanktionen gegen Beförderungsunternehmen, die Asylsuchende (ihrer Art nach natürlich in der Regel ohne Visum und daher illegal) transportieren – mit dem Effekt, dass z. B. keine Fluggesell-

schaft Menschen ohne Visum befördert. Schon seit 1992 steht der Vorwurf durch das Bundesverfassungsgericht im Raum, dass die Rechtsgrundlage dieser Praxis in ihrer derzeitigen Form und ihrem Umfang verfassungswidrig ist. Daher stellt sich am Ende die Frage, wer Schlepperorganisation mehr zuarbeitet: NGOs und Handelsschiffe, die Menschen aus Seenot retten, oder staatliche Strukturen, die sichere Fluchtwege auf üblichen Reiserouten unmöglich machen.

Die Menschen-Pflicht zur Seenotrettung

Die Entscheidung des EGMR im Verfahren Hirsi Jamaa u. a. gegen Italien (Nr. 27765/09) vom 23.02.2012 unterstreicht ein weiteres Mal, dass die Staaten der Europäischen Union sich ihrer Verpflichtung, effektiven Flüchtlingsschutz zu gewähren, nicht dadurch entziehen dürfen, dass sie Schutzsuchenden den Zugang zum eigenen Territorium verweigern. In dieser Entscheidung wird festgestellt, dass die Zurückweisung von Flüchtenden auf hoher See mehrere der in der Europäischen Menschenrechtskonvention garantierten Rechte verletzt. Ergänzend sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Pflicht zur Seenotrettung ausdrücklich im internationalen Seerecht verankert ist (die völkerrechtlichen Ausführungen dazu: siehe Kasten).

Die EU Kommission hatte im Juni 2007 ein „Grünbuch über das künftige Gemeinsame Europäische Asylsystem“ vorgelegt, das noch die Absicht formulierte, „einen einheitlichen Schutzraum für Flüchtlinge“ zu schaffen, in dem die „vollständige und uneingeschränkte Anwendung der Genfer Konvention“ gewährleistet werden sollte. Die EU Kommission bekannte sich damals zu einer rechtlichen Harmonisierung auf hohem Niveau. Heute ist die Realität an den EU-Außengrenzen von diesem Ziel weit entfernt. Die Transnationalisierungsprozesse, die eigentlich mehr Homogenität ins Flucht-Recht bringen sollten, tragen durch Fragmentierungen zu einer Verflüchtigung von menschenrechtlicher Verantwortung zum Schutz Flüchtender bei. Maßnahmen der Grenzkontrolle werden

immer weiter ins Vorfeld der Staatsgrenzen – bis in die Hohe See oder in den Hoheitsbereich von Drittstaaten hinein – verlagert. Diese strategische sozialräumliche Neuausrichtung führt unweigerlich zu einer Peripherisierung des völkerrechtlichen Schutzregimes zu Lasten von flüchtenden Menschen. Rechtsstaatliche Kontrollen des „doing border“ werden durch „off shoring“ erschwert. Die Praxis des europäischen Grenzregimes – insbesondere im Mittelmeer – verstößt in wesentlichen Punkten gegen Grundsätze und Einzelnormen des Völkerrechts. Dennoch bleibt dieses auf Abwehr gerichtete Grenzregime weiterhin Common Ground der nationalstaatlichen und europäischen Außenpolitik, obwohl spätestens seit dem Urteil des EGMR im Verfahren Hirsi Jamaa u. a. gegen Italien (Nr. 27765/09) explizit dessen Völkerrechtswidrigkeit festgestellt wurde. Menschen auf der Flucht bezahlen in jedem Jahr aufs Neue dieses „doing border“ mit ihrem Leben. Was also bleibt zu tun? Wenn die Zivilgesellschaften Europas den Grundsatz des Anspruchs auf ein rechtsstaatliches Verfahren und den Schutz von Menschenrechten als Ausdrucksformen des Prinzips der Menschenwürde nicht zur Disposition stellen wollen, dann müssen sie – solange es keine belastbaren staatlichen Programme zur Seenotrettung gibt, die Menschen in sichere Häfen nach Europa bringen – diese Lücke mit dem Engagement für die zivile Seenotrettung schließen. Michel Foucault schreibt 1984 in „Face aux gouvernements, les droits de l’homme“: „People’s suffering must never be allowed to remain the silent residue of politics. It grounds an absolute right to stand up and to challenge those who hold power.“ Nichts davon hat bis heute seine Gültigkeit verloren.

Beitrag: Prof. Dr. Susanne Nothhafft

Der Beitrag ist ein Auszug aus der wissenschaftlichen Einordnung von Prof. Dr. Susanne Nothhafft, die im Volltext auf der Website der Erzdiözese München und Freising zu finden ist: <https://www.erzbistum-muenchen.de/flucht-asyl/basis-info/das-menschenrecht-auf-seenotrettung/91127>; dort ausführlich dargestellt: der Grundsatz der völkerrechtlichen Verantwortlichkeit.

Menschen(un)würdig:

Prof. Dr. Christian Ghanem im Interview über den Strafvollzug bei älter werdenden Menschen

Der Freiheitsentzug in deutschen Gefängnissen und seine Auswirkungen im Hinblick auf einen menschenwürdigen Alterungs- und Sterbeprozess: ein brisantes Thema, mit dem sich Prof. Dr. Christian Ghanem bereits seit Jahren beschäftigt. Gemeinsam mit Dr. Andrea Kenkmann, Kompetenzzentrum »Zukunft Alter«, arbeitete er intensiv an einer Umfrage und Literaturanalyse und organisierte die Fachtagung „Menschenwürdiger Strafvollzug im Alter“, die im März 2019 an der KSH München stattfand. Im Interview spricht er über die Situation, die sich für älter werdende Inhaftierte in Deutschland abbildet und appelliert für ein Sterben als Mensch und nicht als Gefangener.



Prof. Dr. Christian Ghanem, Professor für Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit am Campus Benediktbeuern (SoSe 2017–SoSe 2019)

Die Zahl der Seniorinnen und Senioren im Strafvollzug in Deutschland steigt stetig. Wie bildet sich die derzeitige Situation ab?

Aktuell sind knapp 5% der ca. 50.000 Inhaftierten in Deutschland über 60 Jahre alt, in Sicherungsverwahrung liegt der Anteil der über 60-Jährigen sogar bei rund einem Viertel. Obwohl die Gefangenenpopulation in den letzten Jahren stetig abnimmt, nimmt die Zahl der Lebensälteren in Haft zu. Seit den 1990er Jahren können wir eine Vervielfachung beobachten und es gilt als sicher, dass sich diese Entwicklung fortsetzen wird. Diese Zunahme betrifft nahezu alle westlichen Industrienationen. In den USA gibt es bspw. eine aktuelle Hochrechnung, wonach der Anteil der über 55-Jährigen bis 2030 auf ein Drittel ansteigen wird.

Wie ist die gesundheitliche Situation von alternden Menschen zu beschreiben, die seit vielen Jahren inhaftiert sind?

Bei Menschen, die viele Jahre ihres Lebens im Gefängnis verbringen, ist die

Krankheitslast hoch und das Risiko von Multimorbidität deutlich verstärkt. Aktuelle Untersuchung der Gerontologin Liane Meyer (Universität Bielefeld) zeigen beispielsweise, dass bei mehr als 25% der über 55-Jährigen fünf oder mehr Krankheiten diagnostiziert sind. Inhaftierte altern zudem wesentlich schneller: Wir wissen, dass die gesundheitliche Situation von Inhaftierten vergleichbar ist mit einer bis zu 16 Jahre älteren Vergleichsgruppe in der nicht-inhaftierten Bevölkerung. Die Gründe hierfür sind vielschichtig. Einerseits kann hier natürlich ein gesundheitsbelastender Lebensstil vor der Inhaftnahme eine Rolle spielen, aber auch widrige Haftbedingungen führen zu diesem Phänomen, das wir ‚accelerated ageing‘ oder ‚beschleunigtes Altern‘ nennen. So mangelt es in den allermeisten Haftanstalten an Möglichkeiten zu ausreichender Bewegung, kognitiver Anregung, gesundheitsbewusster Ernährung und an sozialer Unterstützung, was die Gesundheitssituation der Insassen ganz wesentlich beeinflusst. Noch problematischer erscheint die Situation mit Blick auf die Gesundheitsversorgung, die in vielen Fällen nicht ausreichend vorhanden ist, angefangen bei schadensmindernden Maßnahmen wie steriles Spritzbesteck für Drogenkonsumenten und einer Palliativversorgung bis hin zu einer psychotherapeutischen Versorgung, um der hohen Prävalenz psychischer Erkrankungen wie Depressionen und Trauma angemessen zu begegnen. Hinzu kommt, dass Inhaftierten ein Recht auf freie Arztwahl verwehrt wird.

Hieraus leitet sich unmittelbar die Frage ab, inwiefern die (sozialen, physischen) Bedürfnisse alternder Menschen in Haft überhaupt berücksichtigt werden?

Es herrscht breiter Konsens in den Fachdiskussionen, dass die Bedürfnisse lebensälterer Menschen in Haft viel zu wenig berücksichtigt werden. Unsere Umfrage bei den einzelnen Bundesländern hat zwar ergeben, dass es einige Leuchtturmprojekte gibt. So gibt es einige spezialisierte Haftanstalten bzw. Abteilungen, die relativ viele Ressourcen haben und ein breites Angebot für lebensältere Menschen bereithalten. Ein



© shutterstock_wavebreakmedia

Bundesland hat sogar sein übergeordnetes Vollzugsziel umformuliert in ‚gelingendes Altern‘, da der Vollzug klassischer Weise auf Arbeitsintegration ausgerichtet ist, was für diese Zielgruppe aber in aller Regel keine Relevanz mehr hat. Der Mehrzahl an Haftanstalten mangelt es jedoch an Infrastruktur, Ressourcen und durchdachten Konzepten, um eine altersgerechte Vollzugsgestaltung zu realisieren. Es stellt sich hier ohnehin die Frage, inwiefern in der Öffentlichkeit und Politik der Wille für substanzielle Veränderungen vorhanden ist, zumal entsprechende geriatrische Abteilungen zuweilen als ‚Kuschelknast‘ o. ä. diskreditiert werden. Die Meinung, dass Freiheitsentzug möglichst hart und abschreckend sein soll, ist doch sehr verbreitet – ein Meinungsbild, das aus wissenschaftlicher Perspektive höchst fragwürdig ist.

Welche Angebote gibt es (exemplarisch) für alternde Menschen in den Gefängnissen?

In Bundesländern wie Baden-Württemberg oder Hessen finden wir eine Vielzahl an Angeboten insbesondere in spezialisierten Abteilungen. Ähnlich wie bei Jugendlichen findet man dort einen Wohngruppenvollzug. In dieser Vollzugsform werden die Gefangenen nur nachts in ihren Hafträumen eingesperrt, sie haben dadurch tagsüber die Möglichkeit, sich zu bewegen, soziale Kontakte zu knüpfen und zu pflegen und sind gefordert, bestimmte lebenspraktische Kompetenzen beizubehalten. Es werden

auch Einzel- und Gruppenangebote durchgeführt, etwa zur Förderung altersgerechter Ernährung oder zum Gedächtnistraining. Auch können die Männer und Frauen an Computerkursen, diversen Bewegungsangeboten und ergotherapeutische Maßnahmen teilnehmen.

Um der zunehmenden Vereinsamung im Alter vorzubeugen, bieten einzelne Haftanstalten auch verlängerte Besuchszeiten an. Bayern ist mit seiner gesetzlichen Vorgabe zu Besuchszeiten von einer Stunde pro Monat im bundesweiten Vergleich besonders streng. Eine Stunde ist deutlich zu wenig Zeit, um das soziale Netzwerk und den wichtigen Kontakt zu Angehörigen aufrechtzuerhalten. Dass Bayern es anderen Ländern nicht gleichtut und endlich flächendeckend einen unbewachten Langzeitbesuch gewährt, halte ich für ein massives Versäumnis – auch aus einer kriminalpräventiven Perspektive, da viele Studien einen Zusammenhang zwischen Besuchen während der Haft und einer verminderten Rückfallwahrscheinlichkeit aufzeigen.

Die Angebote, die gemacht werden, sind also von Bundesland zu Bundesland unterschiedlich?

Ja, das sind sie und aufgrund der Tatsache, dass die Angebote zwischen den Anstalten und Bundesländern enorm variieren, entsteht ein merkliches Gefälle im menschenwürdigen Umgang mit Inhaftierten zwischen den verschiedenen Regionen Deutschlands.

Heribert Prantl, Jurist und Journalist, hat zum Thema der Förderalismusreform und den Auswirkungen auf die Straffälligenhilfe unlängst gesagt, dass die Gerechtigkeit eine Frage der Geographie geworden ist. Dies trifft auch auf die Versorgung lebensälterer Gefangener zu. Je nachdem, wo jemand inhaftiert wird, kann er mit einem sehr restriktiven Vollzug mit keinen spezifischen Angeboten oder eben mit einer Auswahl an unterschiedlichen Beschäftigungs- und Behandlungsmöglichkeiten und großzügigen Vollzugslockerungen rechnen. Zwar haben – und das betrifft die ganze Bundesebene – die meisten Haftanstalten erst gar keine altersspezifischen Maßnahmen in ihrem Leistungsportfolio, aber es gibt in manchen Bundesländern eben ein paar Gefängnisse, die sehr elaborete Konzepte für diese Zielgruppe entwickelt haben.

Die Fachwelt bemängelt und diskutiert Missstände, wie sich auch an dem Fachtag im März 2019 gezeigt hat. Welche zentralen Positionen im Umgang mit älter werdenden inhaftierten Menschen gehen aus dem Diskurs hervor?

Grundsätzlich werden viele potenzielle Menschenrechtsverletzungen diskutiert und wie jüngst auch im Fall der Substitutionspraxis in deutschen Haftanstalten vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) angemahnt. Spezifisch bei lebensälteren Menschen werden v. a.

Organisierte und rituelle Gewalt „Nicht die Augen davor verschließen“

zwei Themen diskutiert: Wie vorhin schon erwähnt, betrifft das eine Thema die Gesundheit und Gesundheitsversorgung der Inhaftierten. Daneben ist das Thema Tod und Sterben zentral. Im Fachdiskurs wird meines Erachtens überzeugend argumentiert, dass ein menschenwürdiges Sterben im Gefängnis nicht möglich ist. In dieser sehr verletzlichen Phase des Lebens wird durch den Entzug der Freiheit und dem Verbot, sich selbst für einen sorgenden Arzt oder Seelsorger zu entscheiden, die Menschenwürde verletzt. Jeder Mensch sollte auch selbst wählen können und dürfen, wo er und ob er im Beisein von Angehörigen sterben möchte. Obwohl es rechtliche Möglichkeiten zur Entlassung bzw. Haftunterbrechung für sterbende Gefangene gibt, werden diese viel zu selten ausgeschöpft, zudem dauert in vielen Fällen das Genehmigungsverfahren länger als der Sterbeprozess.

Sie sprechen vom Sterben in Gefangenschaft. Wie viele ältere Menschen sterben pro Jahr in deutschen Gefängnissen? Gibt es dazu belastbare Zahlen oder Angaben? Im Jahr sind es zwischen 150 und 200 Todesfälle in Gefängnissen; es ist also im Durchschnitt davon auszugehen, dass an jedem zweiten Tag eine Inhaftierte oder ein Inhaftierter stirbt.

Sterben die Menschen eines natürlichen Todes? Und wenn ja, noch wichtiger: wie menschenwürdig sterben die Menschen im Gefängnis?

Die Sterbeursache ist oft nicht natürlich, bei rund einem Drittel der Todesfälle handelt es sich um Suizid. Doch während früher Todesfälle mehrheitlich in Folge von Suizid, Unfällen, akuter Erkrankungen oder Gewalteinwirkung geschahen, nimmt heute die Zahl der Todesfälle in Folge des Alters und dessen Begleiterscheinungen stetig zu.

Wie bei allen Menschen setzt der Sterbeprozess i. d. R. lange vor dem Tod ein und geht mit Ausschluss aus sozialen Gefügen

und einem Verlust von Identitäten, Rollen und Status einher. Ueli Hostettler von der Universität Bern hat auf unserer Tagung im März die Ergebnisse seiner Forschung präsentiert, in der er Sterbeprozesse von Inhaftierten rekonstruieren konnte. Er konnte dadurch überzeugend aufzeigen, dass die Vollzugslogik ein menschenwürdiges Sterben und ein Sterben ohne Schmerzen häufig verhindert. Doch auch er betonte in seinem Vortrag, dass ein menschenwürdiges Sterben ein Sterben als Mensch sei und nicht als Gefangener und dass es eigentlich nicht vorkommen sollte, dass Menschen gegen ihren Willen im Freiheitsentzug sterben müssen. Wir brauchen, so auch meine Meinung, viel flexiblere Lösungen und schnelle Entscheidungen für Haftunterbrechungen und Gnadengesuche und eine flächendeckende Palliativ- und Hospizversorgung.

Als Mensch sterben und nicht als Gefangener: was müssen wir, was muss unsere Justiz dafür tun?

Um die Zahl der Todesfälle stark zu reduzieren, sollten wir uns ein Beispiel an den Gesetzgebungen anderer Länder wie Italien oder Uruguay nehmen, wo Haft und hohes Alter als nicht vereinbar gelten und nur im Ausnahmefall davon abgewichen werden darf. Das heißt, dass lebensältere Straftäter dort mehrheitlich keine Haftstrafen verbüßen. Unabhängig davon, dass ich Gefängnisse grundsätzlich kritisch bewerte und diese mehr Schaden als Nutzen für die Gesellschaft und das Individuum mit sich bringen, würde eine Nicht-Inhaftierung dieser Zielgruppe eine enorme Kostenersparnis bedeuten, da ein altersgerechter Vollzug eine überaus kostspielige Angelegenheit ist. Auch vor dem Hintergrund, dass lebensältere Straftäter ein wesentlich geringeres Rückfallrisiko aufweisen als jüngere Straftäter, sollten Haftstrafen insbesondere für diese Zielgruppe grundsätzlich hinterfragt werden.

Das Interview führte Sibylle Thiede.



Über sexuellen Missbrauch von Kindern im Rahmen organisierter und ritueller Gewalt gibt es noch große Wissenslücken, was sich in der mangelnden Unterstützung der Betroffenen widerspiegelt. An der KSH München fand 2019 ein Fachtag zum Thema statt.

Staufen, der Name einer Kleinstadt im Breisgau, wurde im Jahr 2018 für die Öffentlichkeit zum Synonym für Kindesmissbrauch. „Der Fall von Staufen“ sorgte bundesweit für Schlagzeilen. Ein Junge war über Jahre von seiner Mutter und deren Lebensgefährten sexuell missbraucht und über das Internet zur Vergewaltigung angeboten worden. Als sein Martyrium bekannt wurde, war er neun Jahre alt. „In der Öffentlichkeit wurde dieses Schicksal als Einzelfall wahrgenommen und der Aufschrei war groß. Aber Fachleute sagen: Das ist unser Alltag“, sagt Sabine Weber vom Trauma Hilfe Zentrum München. Das gelte auch für den Missbrauch mehrerer Kinder auf einem Campingplatz in Lüdge, wo die Täter offenbar jahrzehntelang ihr Unwesen trieben.

Sexualisierte Gewalt, die von mehreren untereinander bekannten Tätern ausgeht, mehrere Opfer betrifft und systematisch über einen längeren Zeitraum ausgeübt wird, wird in der Forschung als organisierte Gewalt bezeichnet. Charakteristisch ist die Abhängigkeit der Betroffenen und die Ausbeutung im Kontext von Kinderpornografie oder Zwangsprostitution. Bei der sogenannten rituellen Gewalt wird die sexuelle Ausbeutung scheinbar ideologisch gerechtfertigt, zum Beispiel von satanistischen Gruppierungen oder Sekten.

Die „Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs“ in Deutschland hält in ihrem Bilanzbericht 2019 fest, dass diese Form der Gewalt, der sie in den vergangenen Monaten einen Schwerpunkt ihrer Arbeit gewidmet hat, bisher „nur unzureichend beleuchtet“ sei. Sie weist darin sowohl auf die mangelnde wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema hin als auch auf das unzureichende Hilfesystem für Betroffene: „Bei den handelnden Akteuren aus Medizin, Polizei, Justiz und dem Sozialwesen wie Jugendhilfe und Erziehungshilfe gibt es zu wenig Wissen über das Phänomen des sexuellen Missbrauchs in organisierten rituellen Strukturen und dessen Folgen für die Betroffenen. Das führt dazu, dass den Betroffenen nicht angemessen begegnet werden kann, was durchaus Fehlentscheidungen ermöglicht.“

Erster Fachtag in Süddeutschland

An der KSH München fand im Februar 2019 ein Fachtag zu organisierter ritueller Gewalt statt. „Es war die erste Fachtagung in Süddeutschland zu diesem Thema, das noch zu sehr im Dunkelfeld ist“, sagt Cornelia Behnke, Professorin für Soziologie in der Sozialen Arbeit. „Für eine Hochschule, wie unsere, die in der Sozialen Arbeit ausbildet, ist es wichtig, auf das Phänomen aufmerksam zu machen. Man darf nicht die Augen davor verschließen, gerade wenn man in der Sozialen Arbeit tätig ist. Es geht darum, Fachkräfte dafür zu sensibilisieren, damit sie Anzeichen bei Betroffenen erkennen können. Wenn man später zum Beispiel in der stationären Jugendhilfe tätig ist, ist zu erwarten, dass ein bestimmter Prozentsatz der Klientel betroffen ist.“

Das Interesse an dem Fachtag war so hoch, dass die Anmeldungen die Zahl der Plätze weit übertrafen. „Es gab 200 Plätze, als 100 Personen auf der Warteliste standen, mussten wir auch die Warteliste schließen“, sagt Sabine Weber. Zu den Teilnehmenden zählten Fachkräfte aus der Sozialarbeit, Mitarbeitende aus psychosozialen Beratungs-

stellen, Anwältinnen und Anwälte sowie auch Mitarbeitende aus Ministerien und der Polizei. Sabine Weber absolviert derzeit ihr Studium der Sozialen Arbeit an der KSH München, berufsbegleitend zu ihrer Arbeit im Trauma Hilfe Zentrum München. Sie hat den Fachtag als Studierende und Betroffene initiiert. „Mein eigentlicher Gedanke war der der Vernetzung. Ich arbeite schon seit einiger Zeit in dem Bereich, habe schon viele Beratungen geführt und Fachtage besucht, und festgestellt, dass es in Norddeutschland deutlich mehr Angebote gibt als im Süden, obwohl hier auch der Beratungsbedarf hoch ist.“

Die Behandlung von Betroffenen gilt als besonders herausfordernd

Die Versorgungssituation von Menschen, die organisierte oder rituelle Gewalt erlebt haben, gilt unter Betroffenen und in Fachkreisen als unzureichend. Missbrauch im Rahmen organisierter und ritueller Gewalt beginnt in der Regel im frühen Kindesalter. Zu der sexuellen Gewalt komme häufig massive körperliche Gewalt und emotionale Vernachlässigung hinzu, heißt es in dem jüngsten Bericht der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs. Die psychischen Folgen des Missbrauchs sind schwerwiegend, genannt werden komplexe posttraumatische Störungen und die sogenannte Dissoziative Identitätsstörung. Sie entsteht, wenn sich durch die frühen Gewalterfahrungen in der Kindheit die Persönlichkeit in verschiedene Teile aufspaltet. Dies würde von den Täterinnen und Tätern gezielt manipuliert und ausgenutzt.

Bislang gibt es kaum empirische Daten darüber, wie verbreitet organisierte und rituelle Gewalt in Deutschland ist. Die Diplompsychologin Susanne Nick, Psychologische Leiterin der Spezialambulanz für Traumafolgestörungen an der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf hat auf dem KSH-Fachtag Ergebnisse einer bundesweiten Online-Befragung von Betroffenen vorgestellt, für

die die Fragebögen von 165 Personen ausgewertet wurden. Der Großteil der Teilnehmenden war weiblich, das Durchschnittsalter lag bei knapp 40 Jahren. Den Antworten zufolge begannen die Gewalterfahrungen im frühen Kindesalter, durchschnittlich in einem Alter von drei Jahren, und das meist in der eigenen Familie. Bis den Betroffenen die erlebte Gewalt bewusst wurde, verging viel Zeit, im Schnitt 28,5 Jahre. Mehr als die Hälfte gab an, professionelle Beratung in Anspruch genommen zu haben.

„Es braucht große Vernetzung, um den Betroffenen zu helfen. Man erreicht sie nicht von außen, sondern darüber, dass man das Thema öffentlich macht. Dann kann Ausstieg gelingen“, sagt Sabine Weber. Die Rückmeldungen von den Teilnehmenden des Fachtags zeigen, dass dieser dazu beigetragen hat, den Netzwerkgedanken zu stärken. „Es haben sich dort zum Beispiel Fachkräfte aus Nürnberg getroffen, die vorher nichts voneinander wussten und die nun einen Arbeitskreis gegründet haben.“ Cornelia Behnke, die neben Simone Eiche vom Frauentherapiezentrum in München die Moderation an dem Fachtag innehatte, sagt: „Es ist durchaus ein Verdienst der KSH München, hier eine Plattform für den fachlichen Austausch geschaffen zu haben. Zudem wurde auch Wertschätzung den Betroffenen gegenüber ausgedrückt.“

In den Medien verschwinden die Schlagzeilen zu Missbrauchsprozessen, sobald ein Urteil gefällt ist, meist gerät das Thema der sexualisierten Gewalt gegenüber Kindern dann auch wieder aus dem öffentlichen Bewusstsein. Im Fall Staufen wurde zuletzt ein Ermittlungsverfahren gegen einen Mitarbeiter des zuständigen Jugendamts eingestellt, da keine Hinweise auf eine strafrechtliche Mitverantwortung gefunden worden seien. Im Fall Lüdge hat der Prozess im Juni 2019 begonnen. Die Betroffenen selbst müssen mit dem, was ihnen angetan wurde, ein Leben lang zurechtkommen. Der Junge aus Staufen lebt Berichten zufolge in einer Pflegefamilie.

Johannes-Wilhelm Rörig, Unabhängiger Beauftragter für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs, schrieb im Vorwort des aktuellen Berichts der Kommission: „Die Bereitschaft zur Aufarbeitung der sexuellen Gewalt gegen Minderjährige stellt eine besondere Herausforderung für Gesellschaft und Institutionen dar. Es gibt wohl kein Themenfeld, das persönlich, gesellschaftlich und politisch schwerer anzusprechen und zu kommunizieren ist als sexueller Kindesmissbrauch. Wegschauen und Verdrängen sind nach wie vor weit verbreitet. Leider verstecken sich viele, die verantwortungsvoll handeln müssten, noch immer hinter dem Tabu. Umso wichtiger ist es, dass wir die Geschichten von Betroffenen hören und sie annehmen, damit das Thema in unser gesellschaftliches Bewusstsein gelangt. Schutz und Hilfen können nur gelingen, wenn wir das Unrecht der Vergangenheit wahrnehmen, anerkennen, verstehen – und dauerhaft daraus lernen.“

Literaturhinweise

Das Fachjournal „Trauma und Gewalt“ ist im Mai 2019 mit dem Schwerpunkt „Organisierte und rituelle Gewalt“ erschienen (Der Zugriff ist kostenpflichtig.) <http://www.traumaundgewalt.de>

Der Bilanzbericht 2019 der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs steht im Internet zum pdf-Download (kostenfrei) zur Verfügung. <https://www.aufarbeitungskommission.de>

Beitrag: Nicola Holzapfel

Ein Bereich in Bewegung:

Die anwendungsorientierte Forschung und das Zentrum für Forschung und Entwicklung (Z:F:E)

Der Wachstumskurs der KSH München im Bereich drittmittelfinanzierte Forschung und Entwicklung setzte sich auch in 2019 fort. Daraus folgt auch ein Zuwachs in der Gruppe der wissenschaftlichen MitarbeiterInnen. Auch die Zahl der kooperativ Promovierenden wächst weiter. Diese erfreulichen und die KSH München als Hochschule für angewandte Wissenschaften prägenden Entwicklungen, gingen Hand in Hand mit der personellen und strukturellen Weiterentwicklung des Z:F:E, dem Ausbau der Services im gesamten Forschungs-Lifecycle für das forschende Kollegium, der Suche nach geeigneten Räumlichkeiten, der Planung und Durchführung von Vernetzungs- und Austauschtreffen, der Vermittlung von entsprechenden Fortbildungsmaßnahmen für MitarbeiterInnen und kooperativ Promovierende sowie der erweiterten Ermöglichungsstruktur für Veröffentlichungen, gerade auch von kleineren Vorstudien und (noch) nicht drittmittelfinanzierten Forschungs- und Entwicklungsprojekten.

Entwicklung: Das Z:F:E als Serviceeinrichtung mit forschungsstrategischer Ausrichtung

Seit Etablierung der zweiten Vizepräsidentschaft für Forschung und Entwicklung (Prof. Dr. Martina Wolfinger) zum Oktober 2018 hat sich das Zentrum für Forschung und Entwicklung (Z:F:E) als eine eigenständigen campus- und fakultätsübergreifenden Serviceeinrichtung für das Forschungsmanagement etabliert und nimmt auch Aufgaben im forschungsstrategischen Bereich wahr. Das Jahr 2019 stand so unter dem Vorzeichen, die Weiterentwicklungen des Forschungsmanagements im gesamten „Forschungs-Lifecycle“ – vor allem auf Ebene der IT-Struktur, der Prozessgestaltung und des Aufwuchses an Personal – umzusetzen. Mitte des Jahres konnte Petra Will ihre Tätigkeit als Verwaltungsmitarbeiterin im Z:F:E und im Kompetenzzentrum »Zukunft Alter« aufnehmen und betreut seither gemeinsam mit Elisabeth Finkel (Verwaltungsmitarbeiterin Z:F:E/ IF) die laufenden Projekte verwaltungsseitig. Diese personelle Veränderung bringt maßgebliche Vorteile für die forschenden Kolleginnen und Kollegen mit sich: eine nutzerorientierte und schnellere Unterstützung in Anliegen rund um Administration; die Beratung und Unterstützung in Antrags- und Angebotsverwaltung über die Projekt- bzw. Mittelverwaltung bis hin zum administrativen Abschluss des Projekts.

Vielfalt: Forschung an der KSH München sichtbar machen

Hauptberuflich Lehrende und wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten auch in verschiedenen Lehr- oder Eigen-Forschungsprojekten sowie in (noch) nicht refinanzierten Projekten an zentralen gesellschaftlichen Themen. In Zusammenarbeit mit der Bibliothek und dem Bereich Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit konnten erste Ideen entwickelt werden, wie die dort erlangten Erkenntnisse auch durch „zitierfähige“ Veröffentlichungen sichtbar gemacht werden können.

Wachstum: Drittmittelfinanzierte anwendungsorientierte Forschung und Entwicklung

Dank des großen Engagements der hauptberuflich Lehrenden im Feld der drittmittelfinanzierten Forschung kann die KSH München erneut auf ein sehr erfolgreiches Jahr zurückblicken. Neben einer Vielzahl bereits laufender Projekte in (hoch-)relevanten Themenfeldern des Sozial- und Gesundheitswesens wie auch der Bildung, wurden neue Projekte akquiriert und so die Bandbreite der gesellschaftlich wie auch im kirchlichen Raum aktuellen Fragestellungen erweitert. Viele Forschungsprojekte sind interdisziplinär angelegt und erfolgen in enger Kooperation mit der regionalen und überregionalen Praxis. So konnte beispielsweise im Sommer 2019 durch eine Förderung der Erzdiözese München und Freising das auf fünf Jahre angelegte Verbundprojekt „Neue Wege in der Gesundheitsversorgung und Gesundheitsförderung wohnungsloser Menschen“

zwischen dem Katholischen Männerfürsorgeverein München e.V. (KMFV) und der KSH München starten (sehen Sie dazu den Projektbericht auf Seite 84 f. des Jahresberichts). Der wissenschaftliche Projektleiter Prof. Dr. Peter Lenninger und der operative Projektleiter Dr. Gerd Reifferscheid (KMFV) luden im September alle Beteiligten in der Versorgung wohnungsloser Menschen in München und im Bezirk Oberbayern zu einer Auftaktveranstaltung an die KSH München ein. Dabei wurde – ganz im Sinne eines partizipativen Forschungsansatzes – mit den Teilnehmenden an der Konkretisierung der Fragestellungen für das Projekt gearbeitet. Zu diesem Anlass konnte die neue wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt, Vera Richter, Kontakt zu den Praxispartnern aufnehmen.

Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) fördert ein Folgeprojekt an der KSH München, bei dem es erneut um die Entwicklung von Qualitätskriterien für die Kindertagespflege geht. Im

Bundesprogramm „ProKindertagespflege“ werden die beiden wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen (Clarissa Bach und Maria Ihm) gemeinsam mit Prof. Dr. Gabriel Schoyerer (Projektleitung) die wissenschaftliche Begleitung übernehmen und bundesweit die Qualität in den Kindertageseinrichtungen evaluieren und die Praxis bei der Entwicklung und Umsetzung der Qualitätskriterien unterstützen.

Die Gruppe der wissenschaftlichen MitarbeiterInnen wächst weiter

Die erfolgreiche Drittmittelakquise führte in 2019 auch dazu, dass die Gruppe der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter weiter angewachsen ist. Waren es zum Jahresstart neun wissenschaftliche Mitarbeiterinnen (u. a. am Kompetenzzentrum »Zukunft Alter« und in diversen Drittmittelprojekten), hatte sich die Gruppe bis Anfang August bereits auf 15 Mitarbeiterinnen erweitert. Zum Jahreswechsel, so die Pro-



Das Kompetenzzentrum »Zukunft Alter«: Vernetzung, Vernetzung, Vernetzung



Kooperative Promotion an der KSH München

Die KSH München engagiert sich in vier (internationalen) kooperativen Promotionsprogrammen: dem REASON-Promotionsprogramm (Ludwig-Maximilians-Universität München); den beiden BayWISS-Verbundpromotionspanels „Sozialer Wandel“ (Universität Bamberg/ Hochschule Landshut) sowie „Gesundheit“ (Universität Augsburg/ Universität Regensburg) und im Promotionskolleg „Ethik – Kultur – Bildung für das 21. Jahrhundert“ (Hochschule für Philosophie München/ Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt/ Hanns-Seidel-Stiftung e.V.). Allen Kollegs gemeinsam ist, dass eine Professorin oder ein Professor der KSH München die Betreuung im Tandem mit einer Universitätsprofessorin oder einem Universitätsprofessor durchführt. Daneben finden weitere, individuelle Kooperationen mit Universitäten statt, sodass inzwischen 17 Promovierende im Tandem an der KSH München betreut werden. Für (ehemalige) Masterstudierende der KSH München und andere Interessierte wird durch die Teilnahme an diesen Programmen der weitere akademische Karriereweg unterstützt. Prof. Dr. Birgit Dorner koordinierte auch in 2019 den Promotionsbereich, sie wird hierbei von Kolleginnen und Kollegen in den jeweiligen Programmen unterstützt. Im Zentrum der diesjährigen Aktivitäten mit und für die kooperativ Promovierenden standen Angebote der Vernetzung und des Austauschs, Angebote der flankierenden Fort- und Weiterbildung und infrastrukturelle Unterstützung durch die KSH München in den jeweiligen Projekten. Im Rahmen der Messe ConSozial im November 2019 präsentierten zwei Promovierende ihre jeweiligen Promotionsprojekte und vertraten damit auch die KSH München im hochschulischen Umfeld.

Beitrag: Johannes Lange

gnose, kann sich die Zahl noch weiter erhöhen. Damit erreichen die Räumlichkeiten der Kirchenstraße, trotz strukturierter Raumbelagung und Nutzung unterschiedlicher Teilzeitmodelle, ihre Kapazitätsgrenzen – in den kommenden Jahren werden neue räumliche Lösungen erforderlich sein. Diese wachsende Gruppe engagiert sich aktuell in den verschiedenen Gremien der Selbstverwaltung, in Senats-AGs (etwa in der Überarbeitung der Grundsätze guter wissenschaftlicher Praxis) und in Kommissionen, wodurch die spezifischen Themen und Perspektiven dieser Mitgliedsgruppe in den Diskussionen Gehör finden.

Im nunmehr dritten Jahr seines Bestehens blickt das Kompetenzzentrum auf ein ereignisreiches 2019 zurück. Neben einer Vielzahl von Aktivitäten in Forschung und Entwicklung, Lehre und Transfer an beiden Standorten der Hochschule war das Thema der Vernetzung als Leitmotiv erkennbar. Die Einführung einer Geschäftsordnung als Ausdruck der Etablierung an der Hochschule, trägt dabei mit dem darin angelegten Vernetzungsgedanken nach innen wie außen dieser Entwicklung maßgeblich Rechnung. Es zeigt sich weiter, dass die Idee des Kompetenzzentrums »Zukunft Alter« an der KSH München – den Herausforderungen einer älter werdenden Gesellschaft mit den zukunftsorientierten und wissenschaftsgetragenen Lösungen der Hochschule zu begegnen und sie angesichts ihrer Bedeutsamkeit zu koordinieren – eine nachhaltige Erfolgsidee war.

Forschung – Lehre – Transfer

Wesentliches Merkmal des interdisziplinären Kompetenzzentrums »Zukunft Alter« mit seinen derzeit fünf Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an beiden Standorten der Hochschule sowie weiteren fünf wissenschaftlichen Beschäftigten in den mit dem Kompetenzzentrum assoziierten Projekten sowie einer zunehmenden Zahl von projektorientiert engagierten professoralen Kolleginnen und Kollegen, ist die Bündelung der vorhandenen Kompetenzen der KSH München – im Dreiklang von Forschung, Lehre und Transfer und in enger Zusammenarbeit mit den drei Fakultäten am Campus München und Campus Benediktbeuern. Dabei zeigt sich, dass neben der Ermöglichung von Drittmittelforschung durch Bereitstellung einer entsprechenden Infrastruktur sowie dazugehöriger Services zunehmend auch Eigenprojekte des Kompetenzzentrums im vergangenen Jahr von

Relevanz waren: Die Mitarbeit an digitalen Lehrangeboten, die Erstellung von wissenschaftlichen Studien sowie die Antragserstellung für verschiedene Förderlinien des Bundes und der Länder sind dabei von Erfolg geprägt. Großangelegte Forschungsprojekte wie z. B. OVER-BEAS (sehen Sie den Bericht auf S. 74 ff) unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Bernd Reuschenbach gehören ebenso zum Verantwortungsbereich des Kompetenzzentrums wie spezifische Fachtage oder sonstige Veranstaltungsformate. Sehr erfolgreich u. a.: die Fachtagung zum Thema „Strafvollzug im Alter“ (Interview zu Thema auf S. 62 ff), die maßgeblich von Prof. Dr. Christian Ghanem und Dr. Andrea Kenkmann initiiert und umgesetzt wurde.

Im Bereich der Lehre spielt zunehmend die Interdisziplinarität, wie sie im Grundgedanken des Kompetenzzentrums verankert ist, eine relevante Rolle: Einerseits durch die



Bereitstellung von Lehrexpertise mit konkretem Altersbezug durch die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, andererseits aber auch durch die Entwicklung innovativer Formate wie der SMART vhb mit digitalen Kursangeboten an den Fächergrenzen. Hinzu kommt eine immer weiter steigende Anzahl von externen Anfragen, die die ungebrochene Nachfrage nach der Expertise der KSH München in ihren Zukunftsfeldern unterstreichen – die niedrigschwellige Zusammenarbeit mit der Praxis im Bereich des Transfers und die wissenschaftliche Fachcommunity mit ihren Anfragen zum Austausch sind dabei von gleichberechtigter Bedeutung. So ist aus einer feierlichen Preisverleihung zur Rolle der „Menschenrechte in der Medizin für Ältere“ in Zusammenarbeit mit der Josef und Luise Kraft-Stiftung inzwischen ein Tagungsband hervorgegangen, der die zunehmende Präsenz des Kompetenzzentrums im Feld des Transfers deutlich macht.

Von besonderer Bedeutung: Die Vernetzung nach innen und nach außen

Als immer wiederkehrendes Motiv fand dabei 2019 auch über die Bereiche von Forschung – Lehre – Transfer hinweg eine breite Vernetzung statt: in kooperativen Forschungsvorhaben mit anderen Universitäten im Bundesgebiet oder einer regionalen Untersuchung im ländlichen Raum, mit großen und kleinen Forschungs- und Entwicklungsprojekten, in gemeinschaftlichen Lehrveranstaltungen – standort- und fakultätsübergreifend und unter Einbezug von Praxispartnern in digitaler Form – und mit Transferaktivitäten wie einem Seniorenheimforum oder mit Beratungstätigkeit in die Kirche hinein. Bereits die hier nur exemplarisch genannten Themen verdeutlichen die Wichtigkeit und die Nachhaltigkeit der Vernetzung. Leitmotiv eines jeden Austausches ist, die KSH München als maßgebliche Expertisen- und Wissensträgerin zu vernetzen, dabei gleichzeitig den großen Bedarf aus Wissenschaft und Praxis aufzunehmen und in ein ertragreiches Wechselverhältnis

zu bringen. An dem bereits bestehenden Netzwerk von Wissenschaft und Praxis zeigt sich die hohe Relevanz der Themen, die vom Kompetenzzentrum »Zukunft Alter« als fakultäts- und campusübergreifende Einrichtung der Hochschule thematisch bearbeitet werden. Der Dank für diesen Erfolg gilt hier den Lehrenden und Forschenden der KSH München, die sich aktiv und unermüdlich in die inhaltliche (Weiter-)Entwicklung des Kompetenzzentrums einbringen und ebenso Teil des Kompetenzzentrums sind.

Die Vernetzung bildet sich darüber hinaus auch in Angeboten der Zusatzqualifikation in Kooperation mit dem Institut für Fort- und Weiterbildung (IF) ab, wie beispielsweise bei der Fortbildung „GenerationenmanagerIn“, deren erster Durchgang 2019 begonnen hat. Das Staatsministerium für Arbeit und Soziales beauftragte die KSH München, vertreten durch Prof. Dr. Dorit Sing und Dr. Andrea Kenkmann, mit der Entwicklung dieser modularen Fortbildung in Zusammenarbeit mit weiteren Kolleginnen und Kollegen. Die erfolgreiche Projektumsetzung, ihre Durchführung am IF am Campus Benediktbeuern und ihre Evaluation durch das Kompetenzzentrum verdeutlicht, wie wichtig die Verzahnung des Kompetenzzentrums mit den Fakultäten und den weiteren Einrichtungen der KSH München ist. Die berufsbegleitende Weiterqualifikation stellt dabei angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen ein Thema von hoher Bedeutung dar.

Strukturelle Entwicklung

Ein wesentlicher Schritt in der Weiterentwicklung war die Verabschiedung einer durch eine Arbeitsgruppe vorbereiteten Geschäftsordnung des Kompetenzzentrums durch den Senat im Juli des Jahres. Die nun vorliegende Ordnung, bei der mit einem Modell der Doppelspitze – einer koordinierenden Geschäftsführung und einer professoralen Leitung – ein für die Hochschule neues Modell erstmals zum Einsatz kommt, soll dabei insbesondere durch die Schaffung einer Vollversammlung aller an den Themen des Kompetenzzentrums interessierten



Lehrenden fakultäts- und standortübergreifend eine noch bessere Vernetzung und einen Austausch über strategisch relevante Themen im Feld Altern ermöglichen. Mit der Gründungssitzung, die erst nach dem Redaktionsschluss des vorliegenden KSH-Jahresberichts stattfand, ist damit ein weiterer wichtiger Schritt in der Entwicklung getan; dass damit der bisher schon gelebten Einbindung und Vernetzung über die Statusgruppen der Hochschule hinweg im Kompetenzzentrum nun auch formal Rechnung getragen wird, ist darüber hinaus sehr erfreulich.

In der Geschäftsordnung findet nun auch die enge Kooperation mit dem im vergangenen Jahr neu geschaffenen Zentrum für Forschung und Entwicklung (Z:F:E) seine Abbildung: Die niedrigschwellige Kooperation zur Förderung von F&E-Aktivitäten der Hochschule hat sich bereits jetzt als Erfolgskonzept bewährt und ist weiterhin Grundlage für die friktionslose Durchführung von Projekten und die Schaffung einer Ermöglichungsstruktur.

Ausblick

Im neuen Jahr wird es darum gehen, die Vernetzung – auch im Rahmen der nun mit Leben zu füllenden Geschäftsordnung – weiter voranzutreiben und auszubauen. Dass die Räume des Kompetenzzentrums in München binnen kurzer Zeit an ihre Kapazitäts-

begrenzungen gestoßen sind, ist Bestätigung und Ermutigung zugleich: Es gilt, gerade angesichts der ungebrochene Nachfrage und der eingegangenen Kooperationen, die Stärken der Hochschule weiterhin zu nutzen und sinnvolle und nachhaltige Angebote zu entwickeln. Die Kolleginnen und Kollegen des Kompetenzzentrums freuen sich auch im Jahr 2020 darauf.

Beitrag: Dr. Christoph Ellßel

Optimierung der Versorgung beatmeter Patienten in der außersstationären Intensivpflege (OVER-BEAS)



Im Herbst 2018 startete das Forschungsprojekt „OVER-BEAS“, das die Optimierung der Versorgung beatmeter Patienten in der außersstationären Intensivpflege zum Ziel hat und über drei Jahre vom Innovationsfonds des Gemeinsamen Bundesausschusses (GBA) gefördert wird. Projektbeteiligt sind die KSH München, die Julius-Maximilians-Universität Würzburg und das Uniklinikum Würzburg. Aktuell befragt das KSH-Forschungsteam unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Bernd Reuschenbach beteiligte Akteurinnen und Akteure, um die Qualität der bisherigen Versorgung darzustellen.

Sonja Kleinert* ist 45 Jahre alt und lebt im Haus ihrer Mutter. Seit anderthalb Jahren ist sie überwiegend an ihr Bett gebunden. Aufgrund einer amyotrophen Lateralsklerose (ALS) leidet sie an einer hochgradigen Muskelschwäche. Sie kann sich überhaupt nicht mehr bewegen und nur noch durch Augenbewegungen kommunizieren. Mit ihnen steuert Sonja Kleinert ihren PC über einen Eyetracker. Glücklicherweise ist es ihr mit dieser technischen Hilfe möglich, den Kontakt zu ihrer Umwelt zu halten und ihre Bedürfnisse und Wünsche mitzuteilen. Das Zimmer, in dem sie lebt, gleicht dem Bettenplatz einer Intensivstation. Sonja Kleinert ist umgeben von Medizingeräten und Pflegeutensilien, denn sie ist kontinuierlich künstlich beatmet und wird rund um die Uhr von den Mitarbeitenden eines Intensiv-Pflegedienstes versorgt.

Frau Kleinert hat bereits mehrfach den Pflegedienst gewechselt. Nun aber hat sie

endlich einen Anbieter gefunden, zu dessen Pflegekräften sie eine gute und vertrauensvolle Beziehung aufgebaut hat. Das Team besteht aus vier Gesundheits- und Krankenpflegerinnen, einem Altenpfleger und einem Gesundheits- und Krankenpfleger. Sie arbeiten in einem Zweischichtsystem, dessen Dienste jeweils 12 Stunden dauern. Die Pflegenden kennen Frau Kleinerts Tagesablauf inzwischen genau, wissen über ihre Vorlieben und Eigenheiten Bescheid. Sie richten ihre Assistenz jeweils ganz auf ihr Befinden, ihre Stimmung und die jeweiligen Pläne für den Tag ein.

Vor einer Woche erhielt Sonja Kleinert allerdings einen Brief, in dem ihre Krankenkasse ankündigte, einen anderen Anbieter mit der Pflege beauftragen zu wollen, weil dessen Stundensatz deutlich niedriger liegt als der des aktuellen Pflegedienstes. Frau Kleinert und ihre Mutter sind geschockt und empört. Nach den Erfahrungen mit wechselnden Anbietern waren sie sehr glücklich gewesen, endlich ein verlässliches Pflegeteam an der Seite zu haben, das sich sehr schnell auf ihre Bedürfnisse einstellt. Vor allem die Pflegenden vermitteln ihnen Sicherheit. Sie können darauf vertrauen, dass die Pflegenden auch kritische Situationen professionell meistern. Früher hatte Sonja Kleinert oft erlebt, dass unsichere Pflegenden bei Atemnot oder anderen Unregelmäßigkeiten sofort den Notarzt riefen. Darauf folgten dann meistens tagelange Aufenthalte im Krankenhaus, die Sonja Kleinert als absolut unnötig empfand und die sie erheblich stressten.

Der Fall von Sonja Kleinert zeigt die besonderen Herausforderungen und Bedarfe bei der Versorgung von beatmeten Menschen in der Häuslichkeit. Häuslichkeit meint dabei nicht nur die Einzelversorgung in den eigenen vier Wänden, sondern auch in spezialisierten Intensiv-Wohngemeinschaften. Die Zahl der betroffenen Patienten liegt deutschlandweit – je nach Studie und Einschlusskriterium – zwischen 5.500 und 20.000 Personen. Allerdings gibt es bisher kaum Informationen zur Versorgung außersstationär beatmeter Menschen.

Entstehung des Forschungsprojekts „OVER-BEAS“



Optimierung der Versorgung beatmeter Patienten in der außersstationären Intensivpflege OVER-BEAS

Das vom Innovationsfonds des Gemeinsamen Bundesausschusses (GBA) geförderte Projekt OVER-BEAS, kurz für „Optimierung der Versorgung beatmeter Patienten in der außersstationären Intensivpflege“, unter der Leitung von Prof. Dr. Bernd Reuschenbach und in Kooperation mit der Julius-Maximilians-Universität Würzburg und dem Uniklinikum Würzburg untersucht seit Oktober 2018 die Versorgungssituation von außersstationär beatmeten Patienten für Bayern in verschiedenen aufeinander aufbauenden Studienabschnitten.

Das Projekt hat seinen Ursprung in der Arbeitsgruppe Versorgungsforschung des Landesamtes für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit (LGL). Dort wurden im Jahr 2017 Ideen für Forschungsthemen gesammelt, in denen es deutliche Versorgungslücken gibt und gab. In der interdisziplinären Arbeitsgruppe war das Thema Heimbeatmung vor dem Hintergrund damaliger Medienberichte über Versorgungsmängel schnell gefunden. Das OVER-BEAS Projekt beinhaltet eine Analyse der Ist-Situation anhand von Routedaten des Medizinischen Dienstes der Krankenkassen (MDK), eine Befragung aller beteiligten Akteure zur Darstellung der Qualität der Versorgung, eine Identifikation von Optimierungsbedarfen in Bezug auf die prä- und poststationäre Versorgung sowie die Entwicklung von Qualitätsindikatoren (Abb 1).

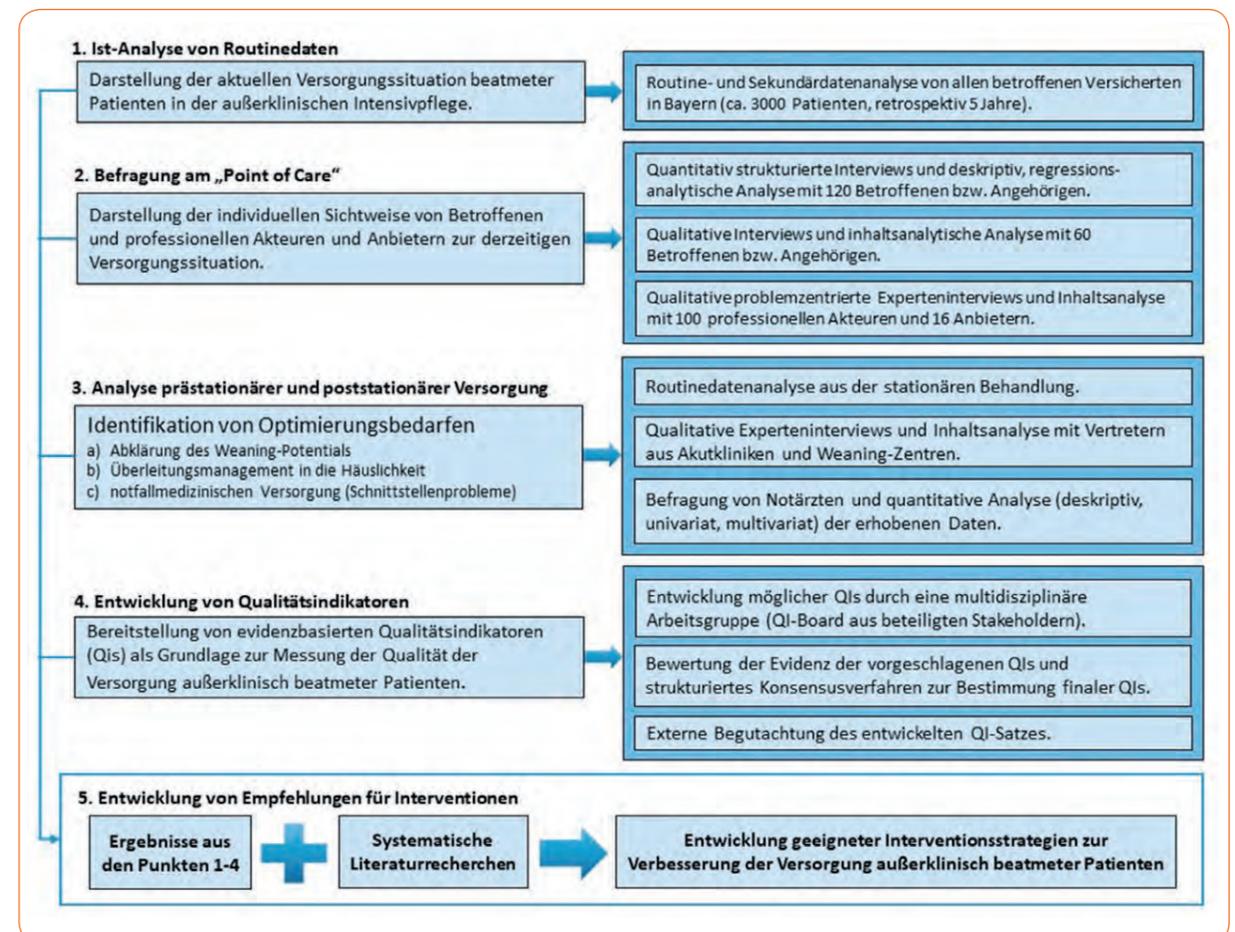


Abbildung 1: Darstellung der verschiedenen Studienabschnitte im OVER-BEAS Projekt

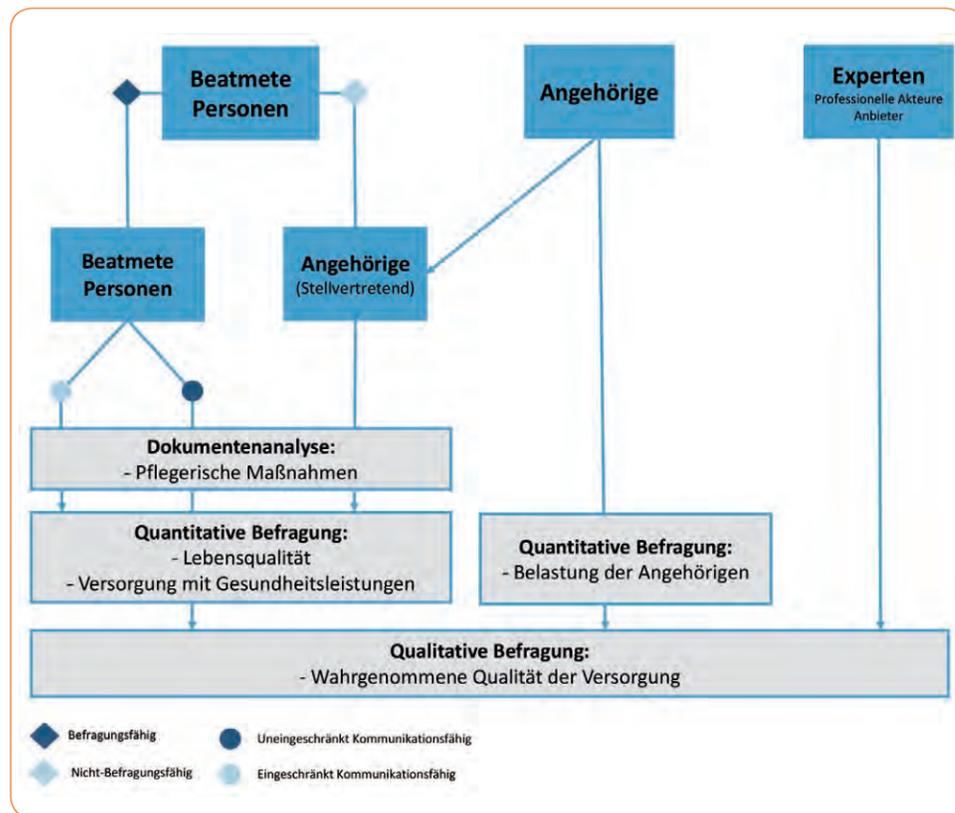


Abbildung 2: Darstellung der verschiedenen Befragungsszenarien und Methoden

Die Teilnehmenden zeigen großes Interesse am Forschungsthema

Die Forschenden an der KSH München befassen sich momentan intensiv mit der Situation am Ort des Geschehens („point of care“). Seit Beginn der Rekrutierung von Studienteilnehmern im Juni 2019 werden sowohl professionelle Gesundheitsfachkräfte, d. h. Pflegende, Therapeuten und Anbieter von Gesundheitsdiensten als auch beatmete Personen und deren Angehörige zu ihren individuellen Sichtweisen auf die Versorgungssituation und ihrer Wahrnehmung der Versorgungsqualität befragt. Ziel ist es, die aktuelle Versorgungssituation so umfassend wie möglich abzubilden und Barrieren und Förderfaktoren für eine gelingende Versorgungspraxis zu identifizieren. Als übergeordnetes Studiendesign wurde ein Mixed-Methods-Ansatz gewählt, in dem unterschiedliche qualitative und quantitative Methoden kombiniert werden (Abb. 2). „Bei den Telefonaten mit den Pflegediensten und Angehörigen stellen wir immer wieder fest, wie schwierig und herausfordernd die Versorgung für alle Beteiligten ist. Es mangelt an allen möglichen Ressourcen – seien es Mitarbeiter, Ärzte oder einfach nur Zeit. Gleichzeitig stoßen wir bei denen, die sich zur Teilnahme bereit erklären, auf großes

Engagement und enorme Hilfsbereitschaft bei der Umsetzung unserer Forschungsziele“, sagt Laura Gerken, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt, die gemeinsam mit ihrer Kollegin Hanna Klingshirn die Studie vom Büro in der Kirchenstraße aus koordiniert.

Auch Hanna Klingshirn nimmt über die verschiedenen Teilnehmergruppen hinweg ein großes Interesse am Thema wahr: „Es ist nicht mein erstes Forschungsprojekt, aber das erste Projekt, in dem mir immer wieder von allen Seiten rückgemeldet wird, wie wichtig unsere Forschung ist und wie groß der Bedarf ist, die Versorgungssituation zu verbessern, damit beatmete Personen ein selbstbestimmtes Leben führen können.“

Eine Herausforderung: die Rekrutierung von Betroffenen

Auch wenn das Interesse am Thema groß ist, stellt die Rekrutierung von Betroffenen, die zu einem Großteil über ambulante Intensivpflegedienste läuft, eine besondere Herausforderung dar. Zum jetzigen Zeitpunkt haben sich bayernweit bereits 29 Intensivpflegedienste bereit erklärt, das Team bei der Rekrutierung zu unterstützen. Und das, obwohl die Situation der Intensivpflegedienste zunehmend von einem Zeit- und Fachkräftemangel geprägt wird.

Unterstützt durch zwei studentische Hilfskräfte werden pro Woche etwa fünf bis acht Telefon-Interviews geführt und beatmete Personen zur Befragung vor Ort besucht. Neben den qualitativen Interviews werden Daten zur Darstellung der medizinischen und pflegerischen Versorgungssituation aus der Pflegedokumentation entnommen, um sich ein umfassendes Bild von der Versorgungsrealität zu verschaffen. Die Qualität der Versorgung ist längst nicht überall gleich und auch das Empfinden von persönlicher Belastung und gesundheitlicher Einschränkung bei den beatmeten Personen variiert je nach Grad der externen Unterstützung und der medizinischen, sozialen und finanziellen Situation stark.

Vor ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit hat Hanna Klingshirn viele Jahre als Ergotherapeutin gearbeitet und ist unter anderem deshalb besonders am Aspekt der sozialen Teilhabe in der Versorgung beatmeter Personen interessiert: „Wir haben erlebt, dass Ausflüge, Reisen oder auch das Studium an einer Universität möglich sind, wenn die nötigen Voraussetzungen dafür geschaffen werden. Im Alltag ist das aber nur möglich, wenn die Versorgung mit Hilfsmitteln an die individuellen Bedürfnisse der beatmeten Personen angepasst ist und ein entsprechendes professionelles, aber auch soziales Netzwerk besteht, welches die Umsetzung von personenzentrierten Maßnahmen möglich macht.“

Laura Gerken bringt neben ihrer wissenschaftlichen Expertise mehrere Jahre Erfahrung in der Krankenpflege im Bereich Onkologie und Chirurgie in das Projekt mit ein: „Im Krankenhaus begegnen wir Pflegenden Menschen, die durch eine OP oder eine akute Krise kurzfristig begleitet werden müssen und vor Ort unsere Hilfe benötigen, sich wieder in ihrem Alltag zu recht zu finden. Aber nach wenigen Tagen

oder Wochen sind die Patienten oft wieder selbstständig und können, manchmal noch mit etwas ambulanter Unterstützung und Therapie, in ihr altes Leben zurückkehren. Im Projekt sind wir nun mit Schicksalen konfrontiert, bei denen Menschen sich in einem Zustand dauerhafter Abhängigkeit von einer Maschine befinden, der auch Auswirkungen auf Familie und Freunde hat. Die Prioritäten verschieben sich und Menschen müssen sich neu einrichten, damit hier wieder Normalität und Selbstbestimmtheit entstehen kann.“

Ausblick

In nachfolgenden Bausteinen des Projektes werden die gewonnenen Erkenntnisse in die Praxis übertragen. Dazu werden die Ergebnisse der einzelnen Projektbausteine durch systematische Literaturrecherchen ergänzt und zueinander in Beziehung gesetzt, um daraus geeignete Interventionsstrategien zur Verbesserung der Versorgung außerklinisch beatmeter Personen zu entwickeln. Geplant sind die Erstellung eines Kompetenzkatalogs für professionelle Akteure sowie die Ableitung von Empfehlungen für Bildungsmaßnahmen, die Entwicklung von strukturierten Behandlungspfaden und die Überführung der entwickelten Qualitätsindikatoren in einen Prüflaufplan.

* Der Fall von Sonja Kleinert ist konstruiert, basiert jedoch auf realen Problemen in der Versorgung von beatmeten Personen. Der Name der beatmeten Person ist frei erfunden.

Kontakt:

Laura Gerken und Hanna Klingshirn
Katholische Stiftungshochschule München
Preysingstraße 83
81667 München
Tel.: 089/48092-8485 (-8486)
E-Mail: overbeas@ksh-m.de
Homepage: www.overbeas.de

Beitrag: Laura Gerken, Hanna Klingshirn

Schule für Alle Damit alle Kinder eine Chance bekommen

Unter der Projektleitung von Professorin Dr. Kathrin Maier und Nina Breitsameter unterstützen KSH-Studierende Kinder mit Migrationshintergrund dabei, ihre sozial-emotionalen Kompetenzen zu stärken und ihre sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten zu verbessern.

Es soll Freude machen. So könnte man den Ansatz des Teilprojekts von „Schule für Alle“ an der KSH München zusammenfassen. Das Programm, das unter der Leitung von Dr. Kathrin Maier, Professorin für Pädagogische Psychologie in der Sozialen Arbeit an der KSH München, entwickelt wurde, fördert auf spielerische Art Kinder mit Migrationshintergrund in ihren sozial-emotionalen Kompetenzen. Das Teilprojekt an der Hochschule gehört dem Verbundprojekt „Schule für Alle“ an, das zum Ziel hat, die Diversität an Schulen zu fördern. „Sprache kann eine Barriere sein, um in einer heterogenen Gesellschaft sozial kompetent miteinander umzugehen“, sagt Kathrin Maier. „Die Schülerinnen und Schüler lernen, ihre eigenen Gefühle zu verstehen und sprachlich auszudrücken, aber auch die Emotionen bei anderen zu erkennen und damit empathisch umzugehen.“

Ein Projekt mit der Vision, Diversität an Schulen zu fördern

Unter der Trägerschaft der Landeshauptstadt München, Stelle für interkulturelle Arbeit, ist „Schule für Alle“ ein Kooperationsvorhaben mehrerer Institutionen, darunter auch der KSH München und der LMU. Die Katholische Stiftungshochschule München ist 2015 mit dem Schwerpunkt der sozial-emotionalen Kompetenzförderung eingestiegen und bietet ihr Förderprogramm seither an fünf von insgesamt 25 Projektschulen an (siehe Kasten).

Das Gesamtprojekt ist von der Vision getragen, Schulen langfristig im Umgang mit einer heterogenen Schülerschaft zu unterstützen und auf diese Weise auch Prozesse des Umdenkens in der Gesellschaft einzuleiten. Daher setzt es nicht nur bei der Förderung der Kinder an, sondern zielt zudem darauf, neue Impulse für die Ausbildung und Arbeit von Lehrkräften und Schulsozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern zu geben. „Vor diesem Hintergrund ist – neben der Förderung der Kinder als primäre Zielgruppe – auch eine strukturelle Verankerung des Projekts an der Hochschule wichtig, damit die erzielten Effekte auch tatsächlich nachhaltig

sind“, sagt die KSH-Professorin. Realisiert ist dies aktuell, indem der Projekteinsatz der Studierenden im Studienverlauf als optionales Wahlpflichtmodul fest verankert ist. Auch war es Kathrin Maier wichtig, ihre Studierenden schon bei der Entwicklung des KSH-spezifischen Schwerpunkts, der sozial-emotionalen Kompetenzförderung, einzubinden. Das Rahmenkonzept wurde theoriegeleitet und auf Basis bewährter Programme konzipiert. Entscheidendes Kriterium war dabei der spielerische Zugang, damit den Kindern die Teilnahme Spaß macht.

Gefördert fürs Leben

Im Schuljahr 2016/2017 gingen die ersten Studierenden in die beteiligten Projektschulen, um das Training mit Kindern in Kleingruppen zu leiten. „Wir wollen den Studierenden, die künftig in der Sozialen Arbeit tätig sein werden, hierdurch Kompetenzen vermitteln, wie sie nachhaltig mit der Herausforderung Diversität umgehen, um allen Schülerinnen und Schüler Chancen und Wege zu eröffnen“, sagt Kathrin Maier. Die Studierenden organisieren das Training im Rahmen des Konzepts selbst. In Zweier- und Dreierteams arbeiten sie ein Schuljahr lang regelmäßig einmal pro Woche mit einer festen Gruppe von fünf bis acht Kindern aus der ersten bis vierten Klasse vor Ort an der Projektschule. Die Schulen bieten das Training als Arbeitsgruppen an, die die Schülerinnen und Schüler freiwillig wählen. Zudem ist auch eine fünfte Klasse einer Mittelschule dabei, eine Deutschklasse für Kinder nicht-deutscher Erstsprache, die in das bayerische Bildungssystem quereinsteigen.

„Die Studierenden führen das Training selbstständig durch, aber sie haben immer die Sicherheit im Hintergrund, im Rahmen des begleitenden Seminars beraten und unterstützt zu werden“, sagt Nina Breitsameter, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Teilprojektleitung für die KSH München. Das praxisbegleitende Seminar beinhaltet darüber hinaus gemeinsame Lehrveranstaltungen mit den Teilprojektleitungen und Studierenden des Lehramtes an der LMU, die an „Schule für Alle“ teilnehmen, um bereits in der



Das Bild entstand im Rahmen eines Postkartenwettbewerbs zu den Themen „Zukunft“ und „Mein Traum“ im Programm „Schule für Alle“.

Ausbildung einer positiven und vertieften Zusammenarbeit der beiden Disziplinen den Weg zu bereiten.

Der Fokus liegt aus entwicklungspsychologischen Gründen auf der Grundschule. „In der ersten und zweiten Klasse blüht die sozial-emotionale Entwicklung geradezu. Zu lernen, mit Gefühlen umzugehen und sie zu verbalisieren, ist ein ganz normaler entwicklungspsychologischer Prozess“, sagt Kathrin Maier. Studien zeigen jedoch, dass Kinder mit Migrationshintergrund vermehrt mit Risikofaktoren leben, die diese Entwicklung erschweren können, etwa weil sie zuhause mit einer anderen Sprache aufwachsen und überdurchschnittlich häufig in sozioökonomisch schwierigen Verhältnissen aufwachsen. „Sozial-emotionale Kompetenzen sind ein Schutzfaktor. Das Konzept setzt daher präventiv an, um Kinder resilient zu machen, damit sie gegebenenfalls auch mit schwierigen Lebenslagen umgehen können. Die Gefühle von sich und anderen zu erkennen, ist der Schlüssel, um Konflikte zu bewältigen.“

Lernen, mit Vielfalt umzugehen

Momentan arbeiten Kathrin Maier und Nina Breitsameter daran, das Programm gemeinsam mit der LMU zu evaluieren. In einem ersten Schritt steht der Kompetenzzugewinn der Schülerinnen und Schüler als primäre Zielgruppe im Mittelpunkt. Danach wird es jedoch auch darum gehen, was die Studierenden aus ihrer Projekterfahrung mitnehmen. „Wenngleich das Projekt für die Studierenden mit einem hohen Arbeitsaufwand verbunden ist und viel Engagement verlangt, berichten sie uns auch, wie viel sie für sich persönlich und für ihre sozialarbeiterische Praxis lernen konnten“ betont Nina Breitsameter. Es soll untersucht werden, wie sich die intensive Einbindung der Studierenden in das Projekt „Schule für Alle“ auf ihre Professionalisierung und Kompetenzentwicklung sowie ihr Selbstverständnis im Berufsbild auswirkt. „Für die KSH München ist das Projekt eine tolle Chance, ihre Studierenden beim Thema emotionaler Kompetenzförderung und bei dem Erwerb kultureller Sensibilität zu unterstützen“, sagt Kathrin Maier.

„Schule für Alle“ –
das Teilprojekt an der KSH München

Das Teilprojekt an der KSH München ist im Verbundprojekt „Schule für Alle“ verortet, das von der Landeshauptstadt München per Stadtratsbeschluss verstetigt wurde und somit Teil der städtischen Regelförderung ist. Bereits in der Projektphase von 2015 bis 2018 wurde „Schule für Alle“ durch den Europäischen Asyl-, Migrations- und Integrationsfonds kofinanziert. Der Fokus des Teilprojekts an der KSH liegt auf der Förderung sozial-emotionaler Kompetenzen unter besonderer Berücksichtigung des sprachlichen Ausdrucksvermögens von Kindern mit Migrationshintergrund und in benachteiligten Lebenslagen. Dafür arbeiten Studierende im Studiengang Soziale Arbeit ein Schuljahr lang mit Kleingruppen Münchner Schülerinnen und Schülern. Die Zusammenarbeit des Teilprojektes an der KSH München erfolgt mit insgesamt fünf Münchner Schulen.



Zudem planen Kathrin Maier und Nina Breitsameter zusammen mit dem Lehrstuhl Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur sowie Didaktik des Deutschen als Zweitsprache an der LMU, die interdisziplinäre Zusammenarbeit zu vertiefen. Möglich wäre zum Beispiel ein Konzept für gemischte Tandems aus LMU- und KSH-Studierenden, um die Förderung von sprachlichen und sozialen Kompetenzen noch stärker zu verschränken.

„Das Projekt ist für uns richtig wertvoll“, hören Kathrin Maier und Nina Breitsameter immer wieder von den beteiligten Studierenden. Inzwischen haben in den vergangenen drei Schuljahren bereits 66 KSH-Studierenden aus dem Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit bei dem Projekt mitgemacht

Das Projekt „Schule für Alle“ wird aus Mitteln des Asyl-, Migrations- und Integrationsfonds kofinanziert.



und mehr als 200 Kinder begleitet. Nina Breitsameter hospitiert regelmäßig in den Trainings. „Die Atmosphäre ist sehr vertraut. Man merkt, dass sich die Kinder gut fühlen, und wie das Training die Gruppe über die Monate zusammenschweißt.“ Bei allem Spaß ist der Abschluss am Ende des Schuljahres daher für die meisten, auch die Studierenden, die „ihre“ Kinder vermissen werden, ein wenig mit traurigen Gefühlen verbunden. Manchen Kindern ist da schon klar: Sie werden das Training im nächsten Schuljahr ein weiteres Mal belegen.

Kontakt:
Prof. Dr. Kathrin Maier
E-Mail: kathrin.maier@ksh-m.de

Nina Breitsameter
E-Mail: Nina.breitsameter@ksh-m.de

Weiterführende Informationen im Internet:
<https://www.ksh-muenchen.de/hochschule/forschung-und-entwicklung/zentrum-fuer-forschung-und-entwicklung/forschungsprojekte/laufende-forschungsprojekte/verbundprojekt-schule-fuer-alle/>

https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Sozialreferat/Wohnungsamt/Interkult/schule_fuer_alle.html

Beitrag: Nicola Holzapfel

Community Health Nursing

Neue akademische Qualifizierung für Pflegeberufe



COMMUNITY HEALTH NURSING

An der KSH München wird im Rahmen eines Forschungsprojekts der neue Studiengang Community Health Nursing entwickelt. Der weiterbildende Master eröffnet beruflich Pflegenden neue Perspektiven. Die Absolventinnen und Absolventen sollen dazu beitragen, die Gesundheitsversorgung zu sichern und verbessern.

Noch ahnt kaum einer der Patientinnen und Patienten, die sich über lange Wartezeiten bei ihrem Hausarzt ärgern, dass es hinsichtlich der Gesundheitsversorgung in Deutschland gerade Modernisierungsbestrebungen gibt, in deren Folge sich für sie manches ändern könnte – und das im positiven Sinn, wie sich in anderen Ländern beobachten lässt. Während es in Deutschland üblich ist, bei jedem Anlass zum Hausarzt zu gehen, gibt es, etwa in Skandinavien oder der Schweiz, so genannte „Community Health Center“, also lokale Gesundheitszentren, in denen Medizinerinnen und Mediziner sowie Pflegenden stärker Hand in Hand arbeiten als hierzulande. Das damit verbundene Berufsbild der Community Health Nurse soll sich nun auch in Deutschland etablieren.

Unter der Leitung von Bernd Reuschenbach, Professor für Pflegewissenschaft und Gerontologie an der KSH München, wird seit 2018 im Rahmen eines Forschungsprojekts der Studiengang Community Health Nursing entwickelt. Das Projekt wird finanziell von der Robert Bosch Stiftung über einen Zeitraum von zwei Jahren gefördert und von der Agnes-Karll-Gesellschaft für Gesundheitsbildung und Pflegeforschung im Deutschen Berufsverband für Pflege-

berufe unterstützt. Die KSH München ist damit eine von drei Hochschulen deutschlandweit – neben der Universität Witten/Herdecke und der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, die daran beteiligt ist, das innovative Konzept der Community Health Nurses, kurz CHN, hierzulande in einen Studiengang zu überführen.

„Die Notwendigkeit für den Studiengang ergibt sich aus dem derzeitigen Wandel des Gesundheitssystems: Wachsende und veränderte Anforderungen bei gleichzeitig sinkendem Personal, insbesondere im ländlichen Raum. Hier brauchen wir zukünftig auch eine Neuordnung von Berufsrollen und Zuständigkeiten“, sagt Bernd Reuschenbach. Ziel ist es, mit den „Community Health Nurses“ ein neues pflegerisches Berufsbild in der Primärversorgung zu etablieren. Vor allem im ländlichen Raum, wo der Mangel an Medizinerinnen und Medizinern seit Jahren zunimmt, eröffnet das Konzept die Möglichkeit, die Gesundheitsversorgung in den Kommunen zu verbessern. Die Idee: Community Health Nurses könnten Hausärztinnen und Hausärzte entlasten, indem sie bestimmte Aufgaben in der Primärversorgung übernehmen und besondere Patientengruppen, etwa chronisch Kranke, wohnortnah betreuen.



© Rike_photocase_de

International etabliert

Im Rahmen des Forschungsprojekts wurden in der ersten Projektphase auch die internationalen Erfahrungen mit dem Konzept eingeholt. Miriam Primig, Mitarbeiterin im KSH-Projekt, erinnert sich an ein Gespräch in einem Community Health Center in Finnland: „Wir haben uns nach der Rolle der Community Health Nurses erkundigt und gefragt, inwiefern sie mit anderen Berufsgruppen in Konkurrenz treten. Unsere Gesprächspartner haben uns verständnislos angesehen; dort gibt es dieses starke Hierarchiedenken wie bei uns nicht.“ Auch in Österreich, Großbritannien und Australien haben sich die Community Health Nurses bereits durchgesetzt. In Deutschland könnte das neue Berufsbild dazu beitragen, die traditionelle Aufgabenverteilung und das Hierarchiedenken in den Gesundheitsberufen etwas aufzubrechen. „Ziel ist es, die pflege- und gesundheitsbezogene Versorgung in der Bevölkerung durch erweiterte Kompetenzen der Pflegenden zu unterstützen“, sagt Bernd Reuschenbach. „Die Erfolge bei der Einführung des CHN-Konzeptes beispielsweise in Skandinavien und Kanada waren für uns Motivation, einen solchen Studiengang zu entwickeln. Er passt auch gut zu den Lehr- und Forschungskompetenzen der Hochschule.“

Grundsätzlich sollen die Community Health Nurses Aufgaben in der Primärversorgung, der Diagnostik und erweiterte therapeutische Aufgaben übernehmen. Sie sollen als Lotsen fungieren, die den Erstkontakt übernehmen und die passende Weiterbehandlung in die Wege leiten. Dazu gehört, Sprechstunden anzubieten, Bagatellerkrankungen zu behandeln, Wiederholungsuntersuchungen vorzunehmen sowie das Management von Medikamenten. Eine wichtige Rolle kommt ihnen auch in der Gesundheitsberatung und Prävention zu sowie in der Koordinierung anderer Berufsgruppen im Gesundheitsbereich und als Ansprechpartner für Forschung und Behörden etwa bei epidemiologischen Fragestellungen.

Mehr Kompetenzen, mehr Verantwortung
Im Rahmen der ersten Projektphase an der KSH München wurden die Aufgaben, die Community Health Nurses in Deutschland übernehmen können, und die dafür nötigen Kompetenzen in Zusammenarbeit mit den anderen beiden Hochschulen definiert und in Lehrmodule umgesetzt. Die KSH München wird bei der Qualifizierung einen Schwerpunkt auf die Arbeit mit Patientinnen und Patienten mit spezifischen Bedarfslagen legen, zum Beispiel ältere Menschen. Inhaltlich ist der Studiengang daher in einigen Lehreinheiten mit der wissenschaftlichen

Weiterbildung „Angewandte Gerontologie“ an der Hochschule verzahnt. In Wahlpflichtfächern können sich die Studierenden vertieft in die Themen der Palliativversorgung und eHealth, also der IT-unterstützten Gesundheitsversorgung, einarbeiten.

Die akademische Qualifizierung richtet sich an auf Bachelorniveau ausgebildete Pflegefachkräfte mit erster Berufserfahrung. „Der Studiengang eröffnet neue Perspektiven für die Berufsgruppen in der Pflege. Sie lernen, mehr Verantwortung zu übernehmen und neue Aufgaben in der Patientenversorgung. Das ist auch ein Grund, warum die Studierenden bereits Berufserfahrung mitbringen müssen“, sagt Miriam Primig. Damit die Möglichkeit besteht, auch während der akademischen Weiterqualifizierung zu arbeiten, ist der Master als weiterbildender Teilzeitstudiengang angelegt.

Arbeitsalltag in der Pflege verbessern

Inwiefern Bedarf in der Praxis an dem neuen Berufsbild besteht, wurde bereits zu Beginn des Projekts erhoben. Mehrere Partner, wie der Caritasverband München, der Katholische Männerfürsorge Verein München, die Alzheimer-Gesellschaft Isar-Loisachtal und die AWO Oberbayern, unterstützen die Entwicklung des Studiengangs an der KSH München. Im Rahmen von Werkstattgesprächen, zum Beispiel mit Alten- und Pflegezentren, wird die Verankerung in der Praxis nun noch weiter konkretisiert.

Eines der Ziele, das mit der Etablierung des neuen Berufsbilds verfolgt wird, ist es, den Arbeitsalltag von Pflegenden zu verbessern. Auch infolge des Arbeitskräftemangels im Pflegebereich, ist dieser häufig von Überlastung geprägt. Im Jahr 2018 wurde daher die so genannte Konzertierte Aktion Pflege vom Bundesgesundheits-, Bundesfamilien- und Bundesarbeitsministerium gegründet, um die Arbeitsbedingungen in der Branche zu verbessern. „Es ist erklärter Wille der Konzertierte Aktion Pflege, dass Pflegenden in Zukunft erweiterte Kompetenzen und Befugnisse haben sollen. Dafür müssen aber auch passende Bildungsangebote her, die wir mit dem CHN-Studiengang nun schaffen“, sagt Prof. Dr. Reuschenbach.

Die Hochschule verfolgt in der zweiten Projektphase das Ziel, den Akkreditierungsprozess für den neu entwickelten Studiengang im Jahr 2020 abzuschließen. 15 bis 20 Studienplätze pro Jahr (Start jeweils zum Wintersemester) sollen dann angeboten werden. Bis die ersten Absolventinnen und Absolventen auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen ist also noch ausreichend Zeit, um auch die Patientinnen und Patienten mit dem neuen Berufsbild vertraut zu machen, von dem sie durch kürzere Wartezeiten und wohnortnahe Gesundheitsversorgung profitieren werden.

Kontakt:

Prof. Dr. Bernd Reuschenbach
E-Mail: Bernd.Reuschenbach@ksh-m.de

Beitrag: Nicola Holzapfel

Die Projektförderer



Die anderen beiden geförderten Hochschulen



Neue Wege in der Gesundheitsversorgung und Gesundheitsförderung wohnungsloser Menschen

Im Juni 2019 startete die KSH München mit dem Katholischen Männerfürsorgeverein München e.V. (KMFV) das gemeinsame Forschungsprojekt „Neue Wege in der Gesundheitsversorgung und Gesundheitsförderung wohnungsloser Menschen“, das Versorgungsdefizite erheben und neue Versorgungsstrukturen evaluieren und umsetzen soll. Die Projektleitung obliegt Prof. Dr. Peter Lenninger (KSH München) und Dr. Gerd Reifferscheid (KMFV).

Die Versorgung wohnungsloser Menschen ist seit Jahrzehnten ein Anliegen der Landeshauptstadt München, des Bezirks Oberbayern und der freien Träger der Wohnungslosenhilfe, die sich hier engagieren. Insbesondere der Katholische Männerfürsorgeverein München e.V. (KMFV) hat sich hier schon unter seinem Gründer, dem „Bunkerpfarrer“ Adolf Mathes, den besonderen Problemen obdachlos gewordener Menschen seit den 50iger Jahren angenommen und das Hilfeangebot bis zum heutigen Tag ausdifferenziert. Im Verbund mit anderen kirchlichen und freien Trägern darf das Versorgungssystem in München als beispielhaft für die Bundesrepublik gelten.

Den besonderen Bedarfen wohnungsloser Menschen wurde sich durch die konkrete Ausgestaltung der Hilfen stets angenommen. Gleichzeitig wurden aber auch unterschiedliche Begleitstudien zur Bedarfs- und Versorgungssituation durchgeführt. Exemplarisch seien hier insbesondere die so genannte „Fichter-Studie“ aus den 90iger Jahren und die „SEEWOLF-Studie“ von 2017 erwähnt, die sehr eindrücklich die Zusammenhänge zwischen psychischer und somatischer Erkrankung und Wohnungslosigkeit aufzeigen und Versorgungslücken benennen. So litten laut „SEEWOLF-Studie“ 93,3% der Befragten im Laufe ihres Lebens an mindestens einer psychiatrischen Erkrankung (z. B. Schizophrenie, Depression, Angsterkrankung etc.). Diese Zahl entspricht auch der von Fichter ermittelten Prävalenzzahl aus den 1990iger Jahren. In der SEEWOLF-Studie wird darauf verwiesen, dass die Rate an seelischen Erkrankungen bei wohnungslosen Menschen gegenüber der Allgemeinbevölkerung nahezu um das 3fache erhöht ist. So liegt die Erkrankungsrate bezogen auf den Monat vor der Untersuchung bei wohnungslosen Menschen bei 73,4%. Nahezu zwei Drittel der wohnungslosen Menschen waren schon vor dem Wohnungsverlust psychisch erkrankt. Diese Erkenntnis ist wesentlich, stellt sie doch deutlich die Frage nach präventiven Maßnahmen. Oftmals werden somatische Krankheitsbilder von psychischen Erkrankungen überlagert. Viele dieser Erkrankungen sind auch Folge von schlech-

ten Hygiene- und Lebensbedingungen auf der Straße oder in prekären Wohnsituationen, bevor Menschen, insbesondere in der stationären Hilfe, Zugang zu einer adäquaten medizinischen und pflegerischen Versorgung erhielten.

Zentrales Projektziel: ein konkreter Maßnahmenkatalog

Diesen Erkenntnissen folgend wurde das Forschungsprojekt „Neue Wege in der Gesundheitsversorgung und Gesundheitsförderung wohnungsloser Menschen“ initiiert, das folgende allgemeine Zielsetzungen hat:

- Erhebung von Versorgungsdefiziten wohnungsloser Menschen hinsichtlich medizinischer, pflegerischer, psychiatrischer und psychosozialer Versorgung.
- Aufdeckung von Verbesserungsmöglichkeiten und deren Umsetzung.
- Entwicklung und Erprobung neuer Versorgungsprojekte.

Das Forschungsprojekt ist für die Dauer von 4 Jahren ausgerichtet. Wichtig war den Initiatoren, die Vernetzung innerhalb der Hochschule zu den anderen Fakultäten (insbesondere der Fakultät Gesundheit und Pflege) zu suchen und alle Akteure des Hilfesystems, soweit sie bereit sind, in das Forschungsvorhaben einzubeziehen. Auch ist geplant, „Best Practice Beispiele“ aus anderen Bundesländern zu berücksichtigen und in konkreten Maßnahmenvorschlägen einfließen zu lassen. So sollen auch Impulse für die akademische Ausbildung der Studierenden gegeben werden. Der Aus- und Fortbildung der MitarbeiterInnen in den Einrichtungen und Diensten der Wohnungslosenhilfe sowie der Leistungs- und Kostenträger muss ebenfalls ein besonderes Augenmerk zugewandt werden. Patienten-/Klientenschulung, psychoedukative Maßnahmen, Maßnahmen der Suchtarbeit und Beschäftigung erscheinen dabei wichtig. Die Fähigkeit, dies zu vermitteln, bedarf einer (akademischen) Ausbildung.

Die Kooperation zwischen den Diensten und die Vernetzung der Einrichtungen mit anderen ambulanten Diensten und Einrichtungen

oder Krankenhäusern und Heimen sind von tragender Bedeutung für eine gelingende sozialpädagogische und pflegerische Versorgung von wohnungslosen Menschen, insbesondere wenn die Grenzen der leistbaren Versorgung erreicht werden und bspw. die Betreuung in einem Pflegeheim oder sogar in einem Hospiz notwendig wird.

Erste Hinweise aus der wissenschaftlichen Literatur zeigen, dass eine gesellschaftliche Inklusion von wohnungslosen Menschen, die auch unter psychischen und/oder körperlichen Erkrankungen leiden, nur dann gelingen kann, wenn die Erkrankungen behandelt oder die Symptome soweit gebessert werden, dass der Verbleib in der Wohnung nachhaltig abgesichert ist und mögliche soziale Probleme abgedeckt werden können. Dabei muss allerdings auch die individuelle Leistungsfähigkeit wohnungsloser Menschen berücksichtigt werden. Dies gilt auch für die Option, dass Menschen in teilstationären oder stationären Einrichtungen verbleiben, die ihnen allerdings auch die Möglichkeit zur Partizipation eröffnen (vgl. Reifferscheid 2016).

Geplant: Ein regelmäßiger Informationsfluss zum Forschungsstand

Am 1. Juni 2019 ist das gemeinsame Forschungsprojekt „Neue Wege in der Gesundheitsversorgung und Gesundheits-

förderung wohnungsloser Menschen“ der Katholischen Stiftungshochschule München (KSH) und des Katholischen Männerfürsorgeverein München e.V. (KMFV) gestartet; Prof. Dr. Hermann Sollfrank, Präsident der KSH und Ludwig Mittermeier, Vorstand des KMFV, unterzeichneten den Vertrag. Hervorzuheben ist, dass die Finanzierung dieses Projektes ausschließlich durch das Erzbischöfliche Ordinariat der Erzdiözese München und Freising sichergestellt wird. Am 26. September 2019 fand eine Auftaktveranstaltung an zu diesem Projekt an der KSH München statt. Hier wurde mit Praktikern und Experten aus der Wohnungslosenhilfe die Fragestellungen des Forschungsprojektes aus der Praxis heraus diskutiert, ergänzt und präzisiert. Es ist geplant, in regelmäßigen Abständen die (Fach-)Öffentlichkeit über den Forschungsstand zu informieren. Ziel des Projektes ist es, geeignete Initiativen in der Versorgung wohnungsloser Menschen zu begleiten und zu evaluieren. Dies kann auch dadurch sichergestellt werden, dass neben den Projektleitern eine wissenschaftliche Mitarbeiterin mit einer halben Vollzeitstelle eingestellt werden konnte.

Literaturhinweise:
 Bäuml, J.; Brönner, M.; Baur, B.; Pitschel-Walz, G.; Jahn, T.: Die SEEWOLF-Studie – Seelische Erkrankungsrate in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe im Großraum München; Freiburg 2017
 Reifferscheid, G.: Bewertung der SEEWOLF-Studie für die Wohnungslosenhilfe in Wohnungslos 2/3 2017, Berlin
 Reifferscheid, G. in Schwarzer, W.: Medizinische Grundlagen für soziale Berufe (Lehrbuch); Dortmund 2016; S. 435ff.

Beitrag: Dr. Gerd Reifferscheid, Prof. Dr. Peter Franz Lenninger



Weiterbildung zum/zur Systemischen Prozessbegleiter/in(SE) Mit der Stärke der Emotionen arbeiten



© AdobeStock_Tatiana

Das Institut für Fort- und Weiterbildung bietet zusammen mit dem Lehr- und Forschungsinstitut für Systemische Studien den Basiskurs „Systemenergetik“ an.

Manchmal spricht die Zeit Bände. Die Weiterbildung zum/zur Systemischen Prozessbegleiter/-in(SE) wird vom Institut für Fort- und Weiterbildung (IF) an der KSH München im Studienjahr 2019/20 bereits im 30. Lehrgang zusammen mit dem Lehr- und Forschungsinstitut für Systemische Studien (LFIS) München angeboten. „Die Zusammenarbeit hat eine sehr lange Tradition“, sagt Prof. Dr. Andrea Dischler, stellvertretende Direktorin des IF. Es ist eine der nachhaltigsten Kooperationen, die das IF mit Institutionen im Weiterbildungsbereich eingegangen ist.

Das dürfte zum einem auch am Thema der Fortbildung liegen, das von zeitloser Relevanz ist: der Umgang mit Emotionen und den Fähigkeiten des Einzelnen im beruflichen Alltag. Zum anderen werden die Kursinhalte laufend aktualisiert. Das IF lehrt nicht selbst, ist aber bei der inhaltlichen Weiterentwicklung des Curriculums eingebunden. „Über

den Lauf der Zeit wurden die Inhalte an die neuesten Erkenntnisse und Entwicklungen angepasst. Wir überlegen uns jährlich, ob es etwas Neues braucht“, sagt Andrea Dischler. Angelika Strauß vom Lehr- und Forschungsinstitut für Systemische Studien sieht gerade darin eine Stärke der Weiterbildung: „Der Lehrgang ist auch deshalb seit 30 Jahren so erfolgreich, weil neue Ergebnisse aus der Forschungsarbeit am Lehr- und Forschungsinstitut kontinuierlich ins Curriculum integriert werden. Das IF haben wir dabei durchgängig – unter allen Direktoren – als sehr konstruktiven Kooperationspartner erlebt, der immer offen für unsere curricularen Weiterentwicklungen war.“

In der Weiterbildung erwerben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ein Verständnis für die Wirkungsspektren der Beziehungsfähigkeiten und deren emotionale Fundierung. „Unser Ziel ist es, Menschen zu befähigen,

dass sie bei fachlichen Prozessen die Emotionen aller Beteiligten wahrnehmen und damit unterstützend umgehen können“, sagt Angelika Strauß. Wissenschaftliche Grundlage der Systemenergetik sind die moderne System- und die Komplexitätstheorie, insbesondere die Theorie dynamisch komplexer Systeme sowie Forschungsergebnisse aus den Neurowissenschaften. „Emotionen behindern oft fachliche Prozesse“, sagt Angelika Strauß und spricht damit aus, was so gut wie jedem aus dem eigenen Arbeitsalltag bekannt sein dürfte. Ein Beispiel dafür könnte sein, dass ein Mitarbeiter einen Prozess blockiert, weil er Angst vor der damit verbundenen Veränderung hat, sich selbst dieser Angst aber nicht bewusst ist. „Ziel des Lehrgangs ist, Führungskräfte darin zu schulen, diese Emotionen zu erkennen und den Prozess entsprechend zu lenken.“

Menschen befähigen

Der Lehrgang richtet sich an eine breite Zielgruppe. Dazu zählen insbesondere Fachkräfte aus der Sozialen Arbeit und Gesundheitsberufen, aber auch aus den Bereichen Psychotherapie, Mediation und Pädagogik sowie Führungskräfte aus Wirtschaftsunternehmen. Maria Behrendt-Richter hat 2012 an der Fortbildung teilgenommen, sie hat darauf aufbauende Ausbildungen am LFIS absolviert und arbeitet heute als Gruppensupervisorin(SE). „Die Grundlagen dafür wurden in der Fortbildung zur Systemischen Prozessbegleiterin gelegt“, sagt sie rückblickend (siehe Interview auf S. 89).

„Überall dort, wo man beruflich mit Menschen zu tun hat, spielen Emotionen eine Rolle – in einem Team in einem Wirtschaftsunternehmen ebenso wie in der Sozialen Arbeit“, sagt Angelika Strauß und erinnert sich an die Aussage eines Regisseurs, der über seine Teilnahme selbst sichtlich erfreut war und begeistert sagte: „Ich habe nun einen viel besseren Zugang zu meinen Schauspielern gefunden!“

Ursprünglich war es die Motivation von Dr. Heinz Strauß, der das Lehr- und Forschungsinstitut für Systemische Studien

vor rund 40 Jahren gegründet hat, Fachkräfte in der Sozialen Arbeit zu schulen, in der er selbst zuvor an der KSH München ausgebildet worden war und gelehrt hat. „Sein Anliegen damals war, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Sozialen Arbeit zu befähigen, eine Haltung zu erwerben, die sie befähigt, in besonderer Weise mit den Stärken der Klienten zu arbeiten“, sagt Angelika Strauß. „Die Forschungsarbeiten von Heinz Strauß in der Weiterentwicklung der Systemenergetik führten dann über die Wirksamkeitsforschung, die Systemtheorie bis zur Neurowissenschaft. Heute wird das von Heinz Strauß gegründete Konzept der Systemenergetik dem Bereich der interaktiven Neurowissenschaft zugerechnet. Diese Grundhaltung hat sich in all den Jahren der wissenschaftlichen Differenzierung erhalten und vertieft.“

Dr. Astrid Lunkes (siehe Interview auf S. 90) hat die Weiterbildung im Lehrgang 2017/18 abgeschlossen und sagt: „Das Faszinierende an der Systemenergetik ist, dass sie in unsere innere Haltung eingreift. Man lernt: Wer in einer bestimmten Situation ist, reagiert so, wie es ihm möglich ist. Diese Offenheit, das zu sehen, enthält keine negative Bewertung. Es ist ein sehr positiver Ansatz.“

Mit dem neuen Wissen hinaus in die Welt gehen

Der Lehrgang ist für die Dauer eines Studienjahrs angelegt. In diesem Zeitraum sind 14 Kurstage am Wochenende vorgesehen, sodass eine berufs begleitende Teilnahme möglich ist. „Für mich war diese Struktur sehr gut, da ich Vollzeit arbeite“, sagt Astrid Lunkes.

„Diese Kursstruktur wird sehr geschätzt“, sagt Angelika Strauß. „Dabei sind neben den Kurstagen in drei- bis vierwöchigem Abstand die Pausen zwischen den Kurstagen von großer Bedeutung. Die Erfahrungen, die die Teilnehmer in dieser Zeit mit der jeweils unterrichteten Basisemotion und ihren Phasenübergängen machen, werden beim nächsten Kurstag thematisiert und an ihrem Beispiel das Wissen darüber vertieft.“

„Ich wollte keinen Methodenkoffer“ Maria Behrendt-Richter im Interview

Für Astrid Lunkes war das ein wesentlicher Pluspunkt der Weiterbildung: „Wir wurden nach jedem Kurstag mit dem, was wir gelernt hatten, hinaus in die Welt geschickt. Unsere Aufgabe war, dem Thema entsprechend auf Emotionen und die Resonanzen, die in der Begegnung mit anderen ausgelöst wurden, zu achten. In der folgenden Stunde wurden unsere Beobachtungen und Erfahrungen dann sehr strukturiert in der Gruppe aufgearbeitet, sodass uns die Resonanzvielfalt bewusst wurde und die damit verbundene Vielschichtigkeit unserer Erfahrungen. Das war ein toller Lernprozess.“

Andrea Dischler weiß aus den Evaluationen, die zur Fortbildung gemacht wurden, dass dies keine Einzelmeinung ist. „Die Fortbildung wird als sehr gut eingeschätzt, gerade, weil sie eine wissenschaftliche Basis hat, man das Gelernte aber gut in der Praxis umsetzen kann.“ Die stellvertretende IF-Direktorin nimmt auch an den Abschlussprüfungen teil. „Es ist spannend für mich zu sehen, was die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mitnehmen.“

Wer mit Absolventinnen spricht, hört heraus, dass sie am Ende nicht nur das Zertifikat „Systemischer Prozessbegleiter/in(SE)“ in den Händen halten, sondern auch an Selbsterkenntnis gewonnen haben. „Die meisten machen das Seminar aus beruflichen Gründen, dabei ist es egal, ob sie im Team oder in einer Führungsposition arbeiten“, sagt Astrid Lunkes. „Aber es lohnt sich auch, um einen erweiterten Zugang zu eigenen Emotionen zu bekommen und über die

Resonanzen bewusst die Emotionswelt des Gegenübers zu erfahren. Es ist die Voraussetzung, um mit anderen gut in Kontakt zu gehen und das betrifft uns als soziale Wesen ja alle.“ Auch Angelika Strauß sagt: „Wenn wir Menschen darin begleiten, andere zu befähigen, sind unsere Teilnehmer auch selbst mit ihren eigenen Fähigkeiten gefragt. Das kann man nicht rein theoretisch lernen, es ist immer auch eine persönliche Weiterentwicklung.“

Beitrag: Nicola Holzapfel

Kontakt:

Prof. Dr. Andrea Dischler
E-Mail: andrea.dischler@ksh-m.de

Angelika Strauß
E-Mail: angelika.strauss@systemenergetik.de

Weiterführende Informationen zur Weiterbildung:

Der Lehrgang startet immer im Oktober und läuft bis Juli des darauffolgenden Jahres. Die Kurstage finden in den Räumen des Lehr- und Forschungsinstituts für Systemische Studien in der Münchner Innenstadt statt. Momentan wird der Kurs im 30. Lehrgang angeboten. Anmeldeschluss für den nächsten Lehrgang ist im Herbst 2020.

<https://www.ksh-muenchen.de/hochschule/fort-und-weiterbildung/institut-fuer-fort-und-weiterbildung/fort-und-weiterbildungsangebot/detail/?detailId=26>

Maria Behrendt-Richter ist Dozentin an der Katholischen Fachakademie für Sozialpädagogik München und arbeitet freiberuflich als Systemische Beraterin/Coach, Mediatorin sowie als Gruppen-Supervisorin (SE). Die Diplom-Sozialpädagogin absolvierte ihr Studium an der KSH München.



Sie haben 2012 die Fortbildung zur Systemischen Prozessbegleitern gemacht. Wie hat Sie das in Ihrer Arbeit beeinflusst?

Mir ging es zunächst darum, mehr Kompetenzen für die Einzelberatung zu erhalten. An der Fortbildung hat mich die Idee interessiert, systemisch zu arbeiten. Es war eine sehr spannende Zeit. Die Inhalte des Curriculums waren viel mehr als eine theoretische Wissensvermittlung. Ich konnte unglaublich viel über Resonanzen lernen, die Teil jeder direkten Kommunikation sind, sowie über meine Resonanzfähigkeit und darüber, wie sich die Fähigkeiten eines Menschen zeigen. Dieses Wissen war für mich die Grundlage für alle weiteren Ausbildungsmodule, die ich seither absolviert habe und in denen ich die Kenntnisse dieses ersten Jahres nochmals vertiefen konnte. Durch die Systemenergetik habe ich Resonanz als wertvolle Ressource des Beraters schätzen gelernt.

Wie hat Sie die Fortbildung in Ihrer Beratung geprägt?

Was die Systemenergetik für mich besonders macht: Ich bin authentisch und verstecke mich nicht hinter der Rolle des Beraters. Meine Resonanzen geben mir Orientierung und ich begeben mich mit dem Klienten auf die Suche nach der Fähigkeit, die gelebt werden will. Dieses Mitein-

anderarbeiten ist ein lebendiger Prozess. Es ist keine Arbeit mit Methoden, die ich anwende – einen Methodenkoffer wollte ich nicht.

Im systemenergetischen Ansatz wird die Fähigkeit eines Menschen als dynamisch komplexes System betrachtet. Meine Aufgabe ist es, den Klienten zu befähigen, die Fähigkeit so zu leben, dass er gut wirksam werden kann. Diese positive Grundhaltung des Beraters, hat mich sofort angesprochen und sie hat bis heute großen Einfluss auf meine Beratungsarbeit, ebenso wie die Aussage von Dr. Heinz Strauß, dass hinter jedem Problem eine Fähigkeit liegt, die gelebt werden will. Die systemische Beratungsarbeit sehe ich als einen gemeinsamen kreativen Lernprozess, der die Befähigung des Gegenübers in den Mittelpunkt stellt. Für mich ist diese Tätigkeit ein sehr sinnvolles Tun, da auch ich meine Fähigkeiten im Kontakt stets neu aktualisiere. Das Spannende daran ist, dass sich durch diese Haltung auch die Beraterin immer wieder selbst befähigt. Durch das gemeinsame Tun entsteht kein Gefälle zwischen dem Klienten und mir. Die gute Wirkung dieser Zusammenarbeit, wurde mir vielfach positiv rückgemeldet.

Wen beraten Sie zum Beispiel?

In der Fachakademie begleite ich Studierende im Rahmen der ErzieherInnenausbildung, wobei inhaltlich die Befähigung hinsichtlich ihrer Selbst-, Sozial-, Fach- und Methodenkompetenz im Vordergrund steht. Freiberuflich bin ich als Systemische Beraterin/Coach, Mediatorin und Gruppen-Supervisorin (SE) tätig. Sowohl in der Einzelberatung als auch in der Gruppen-Supervision mit Teams ist die Systemenergetik für mich ein Ansatz, der die Arbeit mit Fähigkeiten sowohl den Wunsch nach Autonomie als auch das Bedürfnis nach Verbindung vereint. Für mich ist sie die Grundlage, um Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Sozialen Arbeit zu befähigen, selbst in ihrer Arbeit auf die Fähigkeiten ihrer Klientinnen und Klienten zu setzen.

Interview: Nicola Holzapfel

„Ich trete mit einer neuen Offenheit an Menschen heran“

Dr. Astrid Lunkes im Interview

Dr. Astrid Lunkes hat die Weiterbildung zur Systemischen Prozessbegleiterin im Jahr 2018 absolviert, inzwischen besucht sie bereits den darauf aufbauenden Kurs der Neuromediation. Astrid Lunkes arbeitet in leitender Position beim Helmholtz Zentrum München.



Was hat Sie an der Weiterbildung zur Systemischen Prozessbegleiterin interessiert?

Meine ursprüngliche Motivation war, mehr über Emotionen zu erfahren. Ich habe viel im Ausland gearbeitet, unter anderem in einer großen Organisation in Frankreich. Dort habe ich eine Konfliktsituation erlebt, in der sich unter den Mitarbeitenden zwei Gruppen gebildet hatten, die sich gegenseitig bekämpften. Es hat mich sehr beschäftigt, was Menschen bewegt, sich so zu verhalten, sodass ich mehr darüber erfahren wollte. Bei der Weiterbildung zur Systemischen Prozessbegleiterin hat mir der Ansatz gefallen. Es geht eben nicht nur um Theorie, sondern die Praxis kommt dazu: Es ist Erfahrungslernen und die Entwicklung einer Haltung. Und ich fand es sehr spannend, über die Disziplinen hinweg zu lernen – es spielen ja die Neurowissenschaften hinein, die System- und Chaostheorie –, weil das auch dem entspricht, wie ich denke und arbeite.

Inwiefern profitieren Sie nun von der Weiterbildung in Ihrem Arbeitsalltag?

Wir haben die Grundlagen über den Umgang mit Emotionen gelernt und dadurch einen anderen Zugang zu ihnen gewonnen. Wir haben unser emotionales Repertoire ausgeweitet und gelernt, Resonanzen, die in der Begegnung mit andern entstehen, wahrzunehmen und zu ent-

schlüsseln. Dieser Prozess hat sich auf meine innere Haltung ausgewirkt. Ich weiß nun, dass jemand, der sich in einer für ihn schwierigen Situation befindet, so reagiert, wie es ihm in dem Moment möglich ist. Er möchte eine Fähigkeit entfalten, und diese kann ich über die Resonanzen erkennen. Das mit dieser Offenheit zu sehen, die keine negative Bewertung enthält, finde ich sehr faszinierend. Es hilft mir auch im Beruf sehr, wo ich mit vielen Personen zu tun habe. Jetzt erkenne ich zum Beispiel sofort, wenn jemand ängstlich ist, das aber nicht zeigt, sondern überspielt.

Ärgert man sich also als Systemische Prozessbegleiterin nicht mehr über andere?

(Lacht). Doch, natürlich werde ich manchmal noch sauer. Aber statt reaktiv zu handeln, bin ich mir nun der Resonanzen bewusst, durch die ich mit dem andern verbunden bin. Und ich stelle Fragen, um zu verstehen, was mein Gegenüber bewegt und wie es ihm geht. Ich trete mit einer neuen Offenheit an Menschen heran und kann dadurch in tieferen Kontakt zu ihnen kommen. Manchmal muss man in einer Führungsposition durchgreifen, aber meine Haltung ist nicht belehrend, sondern ich trete in Beziehung zu meinem Gegenüber. Dadurch, dass ich offener bin, bin ich freier in meinem Handeln, und dann öffnet sich der andere auch.

Hat die Weiterbildung Sie also auch selbst geändert?

Ja, ich gehe heute anders mit meiner eigenen Gefühlswelt um. In unserer Gesellschaft lernen wir eher, uns nach Sollwerten zu richten und Emotionen wegzudrücken. So nimmt die Ratio überhand und wir verlieren den Zugang zum vollen Spektrum der emotionalen Ebene. Im Seminar habe ich gelernt, von innen her wach zu sein, und dass man alle Emotionen leben, ja sie als unterstützende Signale in unserem Handeln nutzen kann. Das heißt nicht, dass es im Alltag einfacher wird, aber man ist lebendiger. Das war für mich eine große Entdeckung.

Interview: Nicola Holzapfel

Neuberufungen (Oktober 2018 – Oktober 2019)



Franziska Egert,

Campus Benediktbeuern, ist seit Oktober 2018 Inhaberin der Professur für Pädagogik. Sie studierte Soziale Arbeit an der Hochschule Landshut und Pädagogik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Nach der mehrjährigen Tätigkeit in der Kinder- und Jugendhilfe wechselte Franziska Egert in die Wissenschaft und arbeitete in mehreren Forschungsprojekten am Deutschen Jugendinstitut (DJI), im Transfer-Zentrum für Neurowissenschaften und Lernen (ZNL) am Universitätsklinikum Ulm sowie am Staatsinstitut für Frühpädagogik (ifp Bayern). Sie promovierte zu den Effekten von Weiterbildungen für pädagogische Fachkräfte und war Gastwissenschaftlerin am FPG Child Development Center an der University of North Carolina sowie an der Université du Québec à Montréal. Ihr Schwerpunkt liegt in der Evidenzbasierung pädagogischer Interventionen und Interaktionen sowie dem Nutzen und der Wirkung digitaler Medien.



Michael Spieker,

Campus Benediktbeuern, ist seit dem Wintersemester 2018 als Professor für Politikwissenschaft tätig. Nach dem Studium der Philosophie, Politischen Wissenschaften und der katholischen Theologie in Freiburg, Basel, Wien, Peterborough (Kanada) und Berlin wurde er 2006 mit einer Arbeit über Hegels Wissenschaft der Logik promoviert. Er arbeitete als Abgeordnetenmitarbeiter am Deutschen Bundestag und ist Projektmanager (IHK). Seit 2008 ist er an der Akademie für Politische Bildung in Tutzing tätig, aktuell als Gastdozent. Dort rief er unter anderem den Tutzinger Diskurs ins Leben. Von 2012–18 war er Lehrbeauftragter an der KSH München. Seit 2019 ist er Gastprofessor der North China University of Technology. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Grundlagen des Sozialstaats, Sozialpolitik, Bildungsphilosophie und -politik, ökonomische und politische Bildung sowie die Philosophie der griechischen Klassik und der Deutsche Idealismus.



Regina Weber,

Campus München, ist seit dem Wintersemester 2019 als Lehrkraft für besondere Aufgaben für Hebammenkunde in der Fakultät Gesundheit und Pflege tätig. Nach der Hebammenausbildung an der Hebammenschule der Philipps-Universität Marburg und einer zweijährigen beruflichen Tätigkeit in der Geburtshilfe studierte sie Pflegepädagogik an der Fachhochschule Münster. Der Studienschwerpunkt lag hier bereits im Bereich Hebammenausbildung. Im Praxissemester, das an der Glasgow Caledonian University stattfand, beschäftigte sie sich mit der Akademisierung der Hebammenausbildung in Schottland. Im Anschluss arbeitete sie als Lehrhebamme an der Staatlichen Berufsfachschule für Hebammen am Klinikum der Universität München in der Maistraße. Daneben ist sie als freiberufliche Hebamme und Dozentin tätig. Ihr Fokus liegt auf der Hebammenkunde, hier insbesondere auf den praktischen Studienanteilen sowie auf der Praxisbegleitung der Studierenden in den kooperierenden Praxisstellen.

Verwaltung & wissenschaftliches Personal (September 2018 – Oktober 2019)

• **Clarissa Bach**, 15.07.2019, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Wissenschaftliche Begleitung und Evaluation des Bundesprogramms ProKindertagespflege“

• **Nina Breitsameter**, 01.09.2018, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Teilprojektleitung im Verbundprojekt „Schule für Alle“, Campus München

• **Silvia Erhard**, 01.10.2018, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kompetenzzentrum »Zukunft Alter« für den Bereich Soziale Arbeit

• **Manuela Geldner-Weichhart**, 01.10.2019, Sekretärin Fakultät Gesundheit und Pflege, Campus München

• **Laura Gerken**, 01.02.2019, wissenschaftliche Mitarbeiterin im OVER-BEAS Projekt, Campus München

• **Manfred Hermann**, 01.10.2018, IT-Systemadministrator, Campus Benediktbeuern

• **Maria Ihm**, 15.07.2019, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Wissenschaftliche Begleitung und Evaluation des Bundesprogramms ProKindertagespflege“, Campus München

• **Isabella Jeschek**, 01.05.2019, Fakultätsreferentin Soziale Arbeit München, Campus München

• **Hanna Klingshirn**, 01.02.2019, wissenschaftliche Mitarbeiterin im OVER-BEAS Projekt, Campus München

• **Nadine Knorr**, 01.12.2018, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt Psych-FEM, Campus München

• **Thomas Mangold**, 01.09.2018, Leiter der Bibliothek Benediktbeuern

• **Elena Martinez**, 15.01.2019, Fakultätsreferentin im Bereich Hebammenkunde, Campus München

• **Melinda Maszlag**, 01.04.2019, Verwaltungsmitarbeiterin im OVER-BEAS Projekt, Campus München

• **Michele Mazzotta**, 15.03.2019, E-Learning und Projekt Smart vhb, Campus München

• **Dagmar Obernberger**, 01.05.2019, Zentrale Infostelle, Campus München

• **Miriam Primig**, 01.04.2019, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt Community Health Nursing, Campus München

• **Andrea Regenauer**, 01.02.2019, Referentin Career Service & Alumni, beide Standorte

• **Tatjana Reinholdt**, 01.07.2019, Referentin Marketing/Schwerpunkt Studierendenmarketing

• **Vera Richter**, 01.08.2019, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Neue Wege in der Gesundheitsversorgung wohnungsloser Menschen“, Campus München

• **Oleksandra Salabay**, 01.05.2019, Teamassistentin Internationales Brückenseminar Soziale Arbeit Bayern (IBS) am Institut für Fort- und Weiterbildung, Campus München

• **Tanja Singer**, 10.07.2019, Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

• **Michaela Steiner**, 01.10.2019, Bibliotheksmitarbeiterin, Bibliothek München

• **Franziska Wedler**, 01.09.2018, Fakultätsreferentin Gesundheit und Pflege, Campus München

• **Petra Will**, 01.06.2019, Bereich Finanzen im Forschungsmanagement, Campus München



**Katholische
Stiftungshochschule
München**

University of Applied Sciences

**Katholische
Stiftungshochschule
München**

Campus München

Preysingstraße 83
81667 München
Telefon 089-48092-900
Telefax 089-48092-1900

Campus Benediktbeuern

Don-Bosco-Straße 1
83671 Benediktbeuern
Telefon 08857-88-500
Telefax 08857-88-599

Impressum

Herausgeberin:
Katholische Stiftungshochschule für
angewandte Wissenschaften München
Hochschule der Kirchlichen Stiftung
des öffentlichen Rechts „Katholische
Bildungsstätten für Sozialberufe
in Bayern“

Präsident Prof. Dr. Hermann Sollfrank
(V.i.S.d.P.)

Verantwortliche Redaktion:
Sibylle Thiede

Weitere Autorinnen und Autoren:

Prof. Dr. Annette Eberle
Dr. Christoph Ellßel
Prof. Dr. Tina Friederich
Michaela Friesinger
Laura Gerken
Prof. Dr. Anita Hausen
Nicola Holzapfel
Hanna Klingshirn
Johannes Lange
Prof. Dr. Peter Lenninger
Prof. Dr. Susanne Nothhafft
Prof. Dr. Anna Noweck
Julia Pölöskei
Dr. Gerd Reifferscheid
Prof. Dr. Gabriel Schoyerer
Prof. Dr. Andreas Schwarz
Prof. Dr. Julia Seiderer-Nack
Caroline Tews
Prof. Dr. Maria Wasner
Brigitta Wenninger

Bildmaterial:

Adobe Stock, Moritz Ewert,
Dr. Alexandra Hessler, iStock,
KSH München (Jens Bruchhaus,
Paul Günther, Medienwerkstatt),
Projektteam Klasse auf Tonspur,
Tobias Schmithals, picture alliance/dpa,
Landeshauptstadt München

Gestaltung:
www.leporello-company.de

Druck:
Don Bosco Druck & Design

Anschrift der Redaktion:
Katholische Stiftungshochschule
München
Sibylle Thiede
Preysingstraße 83
81667 München
sibylle.thiede@ksh-m.de

ISSN 2628-6289